



Nr. 28.

Erscheint Sonntags
und ist in der Post-Bestimmungspreislite
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 12. April.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Die talentvolle Frau. Novelle von Robert Misch (Fortsetzung). — Die Wörte über die soziale Frage. Von ... (Schluß). — Berthold von Regensburg, ein Sozialethiker des Mittelalters. Von Dr. Maximilian Kohn (Schluß). — Zu Max Nordaus „Evolutionistischer Arbeit.“ Von Dr. Paul Otto Schmidt (Fortsetzung). — Grundzüge einer zeitgemäßen Umgestaltung des altprotestantischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten, namentlich den Gymnasien. Von Carl Köhn. — Das neue soziale Drama. Von Günther Landauer. — Eine Fäbrik für Fortsetzungs-Romane. Von F. M. — Meine Kritik.

Die talentvolle Frau.

Novelle

von

Robert Misch.

(Fortsetzung.)

„Ah, Wilkie Collins — you know ... Wilkie Collins! ... You know, Ihre Sachen sind ja very nice, aber so einfach, so einfach! Ah, Wilkie Collins — die Frau in Weiß! ... splendid.“

Seitdem war es ein Witz- und Stichwort zwischen ihm und Asta, wenn sie recht vergnügt waren und die Erzeugnisse der Litteratur hatten Revue passieren lassen: „Ah, ah — Wilkie Collins — you know, Wilkie Collins — splendid“

Und dann lachte der Dichter und tanzte, in die Hände klatschend, wie ein Kind in der Stube herum: „Ah, Wilkie Collins — splendid!“

Das war aber jetzt nur noch selten der Fall. Still und ernst ging er für gewöhnlich umher. Die Arbeit stockte ihm plötzlich ganz, sie wollte und wollte nicht vorwärts rücken.

„Ich begreife nicht, wie Du so mechanisch Seite auf Seite niederschreiben kannst! Es ist, als ob Du ein Garn abwickelst!“ sagte er ihr eines Tages, als er ärgerlich die Blätter seines Manuskriptes beiseite schob.

Eine größere Erzählung aus ihrer Feder unter dem Titel: „Ein Traum“ war denn auch richtig fertig geworden und wanderte in sauberer Abschrift an die Redaktion „ihrer“ Zeitschrift. Stillfried hatte sie vorher gelesen und nur ein halbes, zögerndes Urteil abgegeben. Er wisse nicht recht — möglich, daß es der Redaktion und dem Publikum sehr gefalle! . . .

So kam allmählich der Hochsommer heran. In diesen Monaten leert sich Wiesbaden etwas, und die kleineren, benachbarten Launusbäder, die sich in kühlerer Waldlage befinden, wie Schwalbach, Schlangenbad und Homburg, füllen sich dafür. Eine drückende Glut lagert dann zuweilen auf der Stadt, die in einem Thalkeßel, ringsum von Höhenzügen eingeschlossen liegt.

Da er nicht arbeiten konnte, sehnste sich Stillfried fort. Sie machten sich auf den Weg, ohne ihre Wohnung aufzugeben, den Rhein und seine grünen Nebenufer zu befahren. In Rüdeshelm und auf dem Niedewald verweilten sie einige Zeit. Sie suchten die berühmtesten Punkte auf; sie durchstreiften die lieblichen Seitenthäler; bis nach Köln lenkten sie ihre Schritte. Asta fand Stoff genug für ihr Reisetagebuch. Manch köstliche Beobachtung konnte sie eintragen; manch lebenswürdige Bekanntschaft wurde angeknüpft. Der Dichter hatte seinen ganzen Lebensmut und seine Heiterkeit wiedergefunden und strahlte sie auch auf Asta aus.

Das Reisen beschäftigte seine Phantasie. Bei der Unterhaltung mit fremden Menschen, die von ihrem Leben und Wirken sprachen, bei der Beobachtung ihrer Eigentümlichkeiten sproßten ihm neue Ideen, Reime zu neuen Werken auf. Er notierte ganz kurz solche Anregungen. Erst gegen die Mitte des Septembers kehrten sie heim. Eine besondere Veranlassung beschleunigte die Rückreise. Als sie in Bonn das Dampfschiff besteigen wollten, das von Köln her bergauf fährt, sahen sie Ullenius am Geländer des Schiffes lehnen. Sie kehrten schleunigst um. Auch Ullenius mußte sie bemerkt haben, denn er verließ sogleich seinen Platz. Sie verzichteten auf die Heimreise zu Schiff und benutzten die Bahn zur Rückkehr nach Wiesbaden.

Sie kamen gerade in die Höhe der zweiten, der Herbstsaison hinein. Während sich die meisten anderen Bäder wieder leeren, füllt sich Wiesbaden um diese Zeit aufs neue. Der Herbst ist hier von berauschender Schönheit. Die Milde und Weichheit der Luft im September und selbst noch im Oktober hat etwas Südliches. Die Winterseason in den Großstädten hat noch nicht begonnen. Wen daher nicht strenge Pflichten heimrufen, und wer die Mittel dazu besitzt, der geht, ehe er im September vom Rhein mit seinen zahllosen Bädern und Sommerfrischen Abschied nimmt, noch auf einige Zeit nach Wiesbaden. Auch die von Süddeutschland nach dem Norden zurückfahren, machen wohl von Frankfurt aus einen kleinen Abstecher in das glänzende Weltbad.

Hatte das Paar schon im Frühling die Promenaden und Ausflugspunkte zu gewissen Zeiten vermeiden müssen, um sich nicht stillschweigenden Kränkungen auszuweichen, so mußte es jetzt doppelt vorsichtig sein. Es wimmelte überall von Berlinern; auf allen Wegen und Stegen schlugen deren vertraute, schneidige Laute ihnen ans Ohr. Ingrimig stürzte Stillsfried sich in die Arbeit. Er wollte und mußte seinen neuen Roman vollenden, schon weil sein Geld durch die Reise, auf der sie ziemlich luxuriös gelebt hatten, stark zusammengeschnitten war. Er brachte ihn durch diese Energie denn auch richtig zu stande, aber er fühlte selbst, daß das Ende überhastet sei, „hingehauen“, wie er sich ausdrückte. Es war nun einmal nicht mehr zu ändern; diese Arbeit war ihm von Grund aus verleidet. Er schickte sie an eine große Monatschrift, in der die meisten seiner Arbeiten erschienen waren.

Und nun ein unfruchtbares Kämpfen, ein rastloses Ringen! Der Entwurf, das Aufkeimen und allmähliche Wachsen in der Seele des Poeten, ist diesem sonst die freudreichste Arbeit. Mit Zauberschnelle wächst in der Phantasie ein Gebäude empor, dem die Ausführung nur mühsam nachhinkt. Und diese freudige wurde für Stillsfried jetzt zur qualvollen, mühsamen Arbeit. Der helle Schweiß rieselte ihm von der Stirn, wenn er dabei nach seiner Gewohnheit mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer umherlief, ohne es packen und halten zu können, was ihm unklar die Seele bewegte. Dann stürzte er wohl ins Freie hinaus. Die Waldluft sollte ihm den Kopf kühlen und klären. Wie ein Verzweifelter rannte er stundenlang umher — vergebliche Mühe! Asta sah mit tiefem Schmerz, wie er sich in dem schrecklichen Kampfe mit der erloschenen Phantasie verzehrte. In seinen Blicken glaubte sie den Vorwurf zu lesen, daß sie ihn aus seinen gewohnten Kreisen herausgerissen habe und ihn von jeder äußeren Anregung, von jedem Umgang mit gleichstrebenden Genossen fernhalte. Als sie ihm einmal den Trost spenden wollte, in sich selbst müsse der Dichter seine Welt finden, lachte er höhnisch auf. Ob sie glaube, daß ein Landschaftler, ohne die Landschaft zu studieren, nur aus der Phantasie oder aus dem Gedächtnis heraus malen könne, der Genremaler ohne Modell?

Sie hatten versucht, in der Stadt selbst, die ja von zahlreichen Schriftstellern bewohnt ist, Beziehungen anzuknüpfen. Mit Empfehlungsbriefen wollte er sich bei mehreren, meist verheirateten Fachgenossen einführen. Doch auch hier war das Verhältnis, in dem er zu Asta stand, bekannt geworden. Man empfing ihn nicht, wo man darum wußte. Andere, die ihn empfangen hatten, zogen nachträglich nähere Erkundigungen ein und erwiderten seinen Besuch nicht. Einer sagte ihm im Vertrauen, daß er sich zwar sehr freue, seine Bekanntschaft als die eines aufstrebenden, jungen Talentes gemacht zu haben, aber die Rücksicht auf die Welt . . . er habe Töchter . . . seine Frau . . . kurz, es sei unmöglich! Mit einem Münchener Maler, dessen Gattin eine längere Kur in Wiesbaden gebrauchte, waren sie öfters zusammengelassen. Doch auch dieser zog sich eines Tages in auffallender Weise von ihm zurück. Stillsfried stellte ihn bei einem zufälligen Zusammentreffen im Park zur Rede. Der Maler gestand ihm ganz offen, er habe erfahren, Asta sei nicht seine Gattin. Er würde gewiß darüber hinwegsehen, aber seine Frau hätte jeden ferneren Umgang abgelehnt, und er selbst verüble Stillsfried hauptsächlich, daß er ihm nicht von

vornherein reinen Wein eingegossen habe. Unfreundlich schieden die Männer voneinander.

Unterdes war es auch in seiner Pension ruckbar geworden. Die Majorswitwe erschien nicht mehr im Salon; das freundliche Ehepaar aus Breslau wurde plötzlich sehr unfreundlich. Schließlich erklärte ihm die Wirtin, sie selbst sei zwar von Vorurteilen frei, aber mehrere ihrer Mieter hätten erklärt, daß sie ausziehen würden, wenn Herr Stillsfried und die „Dame,“ die bei ihm lebte, noch fernerhin im gemeinschaftlichen Salon erschienen. Natürlich verließen sie sofort die Wohnung. Mit Rücksicht auf den herannahenden Winter, der ja doch eine fernere Gartenbenutzung unmöglich machte, und auf seine Kasse bezog er ein Privatlogis in der Stadt selbst. Es war eine kleine, möblierte Wohnung. Im Wohnzimmer wurde zugleich das Essen eingenommen; außerdem waren ein kleines Arbeitskabinett und ein schmales Schlafzimmer vorhanden. Asta kochte mit Hilfe einer Aufwartefrau selbst in der dazu gehörigen, engen Küche. Zum Schreiben blieb ihr natürlich nicht viel Zeit übrig, denn Stillsfried war in Bezug auf seine Bequemlichkeit und das Essen sehr verwöhnt. Auch war ihr der Mut gesunken, denn die Erzählung „Ein Traum“ war von „ihrer“ Zeitschrift mit höflichem Bedauern abgelehnt worden. Sie hatte das Manuskript bei ihrer Heimkehr von der Rheinreise als „angenehme Überraschung“ zu Hause vorgefunden und es gleich darauf an eine andere Redaktion geschickt. Doch wieder kam es zurück. Asta glaubte ein höhnisches Aufleuchten in Stillsfrieds Augen zu bemerken, als das Paket sich zum zweitemal einstellte. Sie mußte sich wohl getäuscht haben, denn wie er sie so traurig und mutlos sah, tröstete er sie damit, daß ihm das früher, im Beginn seiner Laufbahn wiederholt begegnet sei. Wenn er sich dadurch hätte abschrecken lassen, hätte er keine einzige Zeile mehr geschrieben. Tief verwundet, in ihren stolzen Hoffnungen betrogen, übergab Asta das Manuskript den Flammen. Mit den knisternden Fünken sanken all ihre Träume von Ruhm und Lorbeeren in Asche.

Da es mit einer großen Arbeit nicht vorwärts gehen wollte, begann Stillsfried sich wieder mit kleineren Arbeiten zu beschäftigen. Er hatte einen scharfen Blick für seine Umgebung, für Vorgänge und Charaktere, die er beobachtet konnte. Aber was sollte er hier, abgeschlossen von der Welt, beobachten? Woraus sollte er diese kleinen Skizzen zusammenboffeln und zurechtschnitzen, mit denen er immer so viel Glück gehabt? Berlin fehlte ihm eben überall! Selbst für journalistische Tagesarbeit, mit der er seiner Kasse hätte aufhelfen können, mangelte ihm bald der Stoff. Es wäre „zum Wahnsinnigwerden,“ versicherte er Asta jeden Tag. Sie machte ihm den Vorschlag, wieder nach Berlin überzufiedeln.

„Man spricht dort nicht mehr von uns! Ich will mich zurückhalten; man soll mich wenig bemerken! Ich werde Dich gewiß nicht hindern, mit Deinen Fremden zusammenzukommen. Die Junggesellen werden sich ja auch nicht daran stoßen!“

Es sprach so viel Resignation, eine solche Trauer, ihm zur Last zu sein, aus diesen Worten, daß er ihr in plötzlicher Rührung liebevoll über das Haar strich. Er entgegnete nichts darauf, aber sie bemerkte wohl, wie es in ihm arbeitete und gärte. Sie hatte einen Funken in seine Seele geworfen, der immer weiter glühte.

Der Winter brach nun mit Macht herein; Frost und

Schneegeföhber stellten sich plötzlich ein. Die Menschen zogen sich in die warmen Stuben zurück; nur in dicken Pelzen und Winterkleidern wagten sie sich noch heraus. Auch Stillsfried und Asta, die sich wie zwei leichtbeschwingte Sommervögel nur auf die bessere Jahreszeit eingerichtet, mußten ihre Garderobe vervollständigen. Allerlei invorhergesehene Nebenausgaben ergaben sich daraus, und mit Schrecken blickte der sonst so sorglose Dichter auf seine fast geleerte Kasse. Er rechnete jetzt stark auf die Annahme seines Romans, die sich trotz wiederholter Mahnungen ungewöhnlich lange verzögerte. Es war daher ein Donnererschlag für ihn, als er denselben mit einem vernichtenden Briefe zurück erhielt. Seine schwächste Arbeit wurde er darin genannt. Er raste — erst gegen den Herausgeber der Zeitschrift, dann gegen Ullenius, der jenen bestochen habe. Man wolle wegen des Vorgefallenen seine Carrière unmöglich machen; es sei ein Komplott. Er witterte Ullenius hinter allem und jedem, was ihm hindernd in den Weg trat. Asta mußte ihm mühsam das Kindische und Alberne solcher Einbildungen klar machen. Da versank er in tiefe Apathie und Mutlosigkeit. Seine Phantasie sei erloschen; er müsse jetzt als Schreiber sein Brot verdienen oder ein Handwerk erlernen, wenn er nicht Hungers sterben wolle. Vergeblich versuchte sie, gegen diesen Wahn anzukämpfen. Endlich machte sie ihm den Vorschlag, er möge eine Stellung als Redakteur annehmen. Bei seinen Verbindungen müsse es ihm ein Leichtes sein, irgendwo unterzukommen. Da richtete er, der noch eben ein Handwerk erlernen wollte, sich stolz auf. Er wolle nicht seine kostbare Zeit, die ganz der Muse gewidmet sein müsse, im Tagelohn einer Zeitung vergeuden. Aber diese kostbare Zeit widmete er jetzt nicht der Muse, sondern dem Müßiggang. Zweck- und ziellos schlenderte er in den Straßen umher, spielte im Kurhaus mit einem alten Pensionär, den er dort kennen gelernt, Schach, oder lief Schlittschuh auf dem Kurweiher. Wenn ihn Asta an die Arbeit mahnte, erwiderte er unwirlich: „Morgen — ich bin heute nicht in der Stimmung!“

Eines Tages wurde ihm eine freudige Überraschung zu teil. Er traf auf dem Korso der Stadt, in der Wilhelmstraße, die er ein paarmal auf und ab spazierte, um sich vor Tisch Appetit zu machen, seinen alten Schulkameraden und Freund Delarive. Dieser, Mitglied der französischen Kolonie, war im übrigen ein echter Berliner. Der preußische Reserveoffizier guckte an allen Ecken und Enden hervor, von dem durchgezogenen Scheitel und dem nach oben gedrehten Schnurbärtchen bis zu den schmalen Stiefeln und den engen Beinkleidern mit Sprungriemen. Einige „Schmisse,“ die er sich in Heidelberg zugelegt, machten schon von weitem auf den alten Corpsstudenten aufmerksam. Nachdem er einige Zeit das „Zus“ nicht studiert, war er plötzlich zur großen Überraschung seiner Freunde Mitglied der Redaktion einer bedeutenden konservativen Zeitung geworden, für die er schneidige, regierungsfreundliche Leitartikel schrieb. Auch für den Unterstock des Blattes arbeitete er zuweilen. Seine Militärhumoresken und seine Skizzen aus dem Ball- und Gesellschaftsleben Berlins wurden überall gern gelesen und hoch bezahlt. Im übrigen war er ein sogenannter „guter Kerl“ und Stillsfried besonders zugethan, denn beide hatten ein seltsames Schicksal von der Schulbank an, von wo sie dieselben schlechten Zeugnisse nach Hause gebracht, immer wieder zusammengeführt.

„Haha, da ist er!“ grüßte der andere schon von weitem und streckte ihm die rotbraun behandschuhte Rechte entgegen. „Dachte mir doch, hier würde ich Dich treffen! Promenadenzeit — eleganteste Straße — Eure Wiesbadener «Linden!» Na, Bengelchen, wie siehst Du denn aus? 'n bißchen bleich! Ist ja ein ganz vergnügtes Leben hier — mal was anderes!“

„Wo kommst Du her?“ fragte Stillsfried schnell.

„Aus Berlin!“

„Aber um diese Jahreszeit?“

„Großes Manöver mitgemacht und fabelhaften Rheumatismus geholt! Dazu das verfluchte Bummelleben — Nerven verstimmt — total zusammengesklappt! Voilà tout! Der Doktor hat mich weggeschickt, ich soll hier baden und massiert werden! Wird wohl den ganzen Winter dauern! Na, freust Du Dich?“

„Das kannst Du Dir denken! Wann bist Du denn gekommen?“

„Erst gestern abend; ich wohne im «Rassauer Hof!» Ich wollte Dich heute aufsuchen! — Na, sage mal, wie geht's Dir denn eigentlich? Du siehst aber gar nicht vergnügt aus!“

„Unfinn! Ich bin glücklich!“

„Du hast uns schön überrascht. Ich war baff, alle waren baff!“

„Wahrhaftig?“

Zum erstenmal schlich sich ein leichtes Lächeln über des Dichters ernste Züge. Eine zarte Röte der Erregung färbte die blassen Wangen, seitdem ihn der Freund angesprochen. Seine Rüßtern blähten sich, als atme er die heimatlische Luft Berlins, die den eleganten, jungen Mann förmlich umwitterte.

„Man hat also viel von mir gesprochen?“ fragte er weiter.

„Na, das kannst Du Dir denken! Eine ganze Woche lang hat man über Deinen dummen Streich gezeutert!“

Sie waren in die Anlagen des sogenannten „Warmen Damms“ eingebogen, die sich längs der eleganten Straße hinziehen. Hier gingen um diese Zeit wenig Menschen, und man konnte die Stimme lauter erheben. Unter ihren Füßen knirschte der festgetretene Schnee; auf den Bäumen funkelte und glitzerte er im Sonnenschein.

„Natürlich — alle Philister und die sogenannten ehrbaren Frauen, die nur heimlich sündigen, verurteilen uns!“ erwiderte Stillsfried mit erhobener Stimme, als wenn er seiner zurückgebliebenen Zeit den Fehdehandschuh hinwerfe.

„Na, weißt Du . . . hm, Du bist etwas aufgeregter! . . . Lassen wir das Thema für heute!“

„Aber meine Freunde, alle frei denkenden Menschen müssen doch begreifen? . . . Würdest Du an meiner Stelle, wenn Du ein Weib so liebstest wie ich Asta, nicht ebenfalls so handeln?“

„Wie Du weißt, bin ich kein Freund von Gewaltschritten! Es hätte sich wohl auch auf gütlichem Wege eine Scheidung ermöglichen lassen. Freilich, bei Euch Poeten! . . . Und dann — es ist mir zwar sehr unangenehm, aber ich muß Dir sagen, wenn Du es durchaus wissen willst: man begreift nicht recht, daß Du Dein liebes, hübsches Frauchen wegen . . . wegen Frau Asta im Stiche liebst! Weißt Du, von der Moral will ich gar nicht sprechen, das würde mich sehr komisch kleiden! Über die Ehekranken könnte ich wohl auch 'rübervorigieren! Aber dann müßte es eine Schönheit sein, eine — eine wirkliche beauté oder . . .! Pardon, aber Du drängst

einen ja förmlich dazu . . . es ist mir unangenehm, sehr unangenehm, Dir das sagen zu müssen!"

Stillsfried war blaß geworden. Sein Arm, den er in den seines Fremdes geschoben, zitterte.

„Also man findet Asta nicht hübsch genug, um einen solch «dummen Streich» zu erklären? In der That, sie ist keine — «beauté», aber ihr Geist, ihre Liebenswürdigkeit! . . . Sie ist eine ungewöhnliche Natur und ragt weit über die platten Alltags Schönheiten hinaus!"

Der andere zuckte nur leicht mit den Schultern. „Gewiß, darin ist jeder sich selbst am meisten kompetent! Wenn Du sie liebst und glücklich bist, hast Du recht!"

Es war, als stachelte Stillsfried ein Dämon, mehr zu erfahren.

„Nein, nein — so entschlüpfst Du mir nicht! Ich will alles wissen, was man von uns sagt! Zwar auf ihre Moral pfeife ich! . . . Dabei wies er nach der Richtung des Bahnhofes, als wenn dort Berlin vor ihm läge. „Aber als Poet, als Sammler der berühmten «menschlichen Dokumente» möchte ich genau erfahren, warum die Leute nicht begreifen, daß ich dieser Frau wegen alles im Stich ließ!"

Delarive warf ihm einen scharfen Seitenblick zu, ob er auch die Wahrheit spräche. Aber Stillsfried pfiß munter und vergnügt vor sich hin und wirbelte sein Stöckchen mit zwei Fingern um sich selbst herum — sein Lieblingskunststückchen, das er nur bei guter Laune ausführte.

„Na, wenn Du durchaus willst! Man findet also Deine erste Frau nicht nur hübscher, sondern auch lebenswürdiger als — als Deine zweite! Asta ist durchaus nicht sehr beliebt in der Gesellschaft. Man wirft ihr einen gewissen geistigen, ich möchte sagen Bildungshochmut vor, der bei einer Frau doppelt verletzt."

„Asta hat Talent, sie hat —" Die Lüge, die Stillsfried jetzt auf der Zunge schwebte, war ihm doch zu stark; er unterdrückte sie.

„Sie hat Reisskizzen geschrieben, die nicht gerade sehr aufregend sind. Eben daß sie schreibt, macht in den Augen der Leute, meinewegen der Durchschnittsmenschen, Deinen Schritt noch unbegreiflicher. Er sollte doch froh sein, sagen sie, wenn er knietief in der Tinte gewatet ist, ein tintenfreies Wesen zu Hause zu finden, das ihn liebt, statt ihm ihren neuesten Roman auf die Brust zu setzen! Pardon, aber relata referro! Na, und die Materialisten — hierzu rechne ich mich auch ein wenig — begreifen nicht, daß Du ein solches Vermögen — es ist ja wohl ein halbes Millionchen? — so mir nichts dir nichts wie 'n altes Oberhemd fortgeworfen hast! Donnerwetter, wenn man kein Vermögen hat und auf seine Feder angewiesen ist wie Du! . . . Sapperlot, man findet doch das Geld heutzutage nicht auf der Straße! Wenn mich Deine verlassene Ariadne wollte, ich heiratete sie auf der Stelle, das nette, kleine Weibchen mit dem netten halben Millionchen!"

Delarive kam nun öfters. Mit der Gewandtheit des Weltmannes ignorierte er das Verhältnis Asters zu seinem Freunde und behandelte sie als dessen rechtmäßige Gattin. Die Kleinheit und Einfachheit der Wohnung fand er „gemüthlich" und „famos." Zum erstenmal seit langer Zeit brachte er einen sonnig-heiteren Ton in das Leben der beiden. Der Dichter konnte über die satirischen Ausfälle und oft gewagten Scherze

Delarives herzlich lachen, und auch Asta hörte seinem munteren, nicht geistlosen Geplauder, das allerdings nur die Oberfläche der Dinge streifte, mit Vergnügen zu. Es war ein Abglanz ihrer Berliner Tage. Delarive sprach nur von der Reichshauptstadt, dessen lebendige chronique scandaleuse er war. Hatte er jedes Thema erschöpft, so machte er Zauberkunststücke wie ein Mann von Fach, oder spielte nicht übel Klavier.

Stillsfried lauschte ihm gierig. Hier stieß ihm eine Quelle der Anregung und der Stoffwelt zu, die er schwer vermist, und er gestand dem Freunde bald, daß er sich in Wiesbaden wie in der Verbannung fühle. Asta atmete auf. Gleich einem schwarzen Schleier hatte es über ihr und ihrem Leben gehangen. Seitdem Stillsfried wieder lachte und fröhlich war, zog auch das Glück von neuem in ihre Seele ein. Er war jetzt gütig und freundlich wie ehemals — sie glaubte wieder an seine Neigung. Der Gedanke, diese Liebe zu verlieren, hatte an ihrem Herzen genagt, und der Stummer und die Sorgen, die sie nachts ruhelos auf ihrem Lager umherwarfen, bleichten die Röthe ihrer Wangen und raubten dem feurigen Auge den Glanz. Der schönheitsdürstige Dichter blickte sie durchaus nicht mehr mit Wohlgefallen an, das bemerkte sie wohl. Ängstlich befragte sie jeden Tag den Spiegel, ob sie ihm denn jung und hübsch genug sei. Sie lebte geradezu von seinen freundlichen Worten. Je mehr ihr Stolz durch die Außenwelt gebeugt wurde, die die davongelaufene Frau verachtete, desto mehr war sie in dieser Liebe aufgegangen. Alles hatte sie diesem Manne geopfert. Er war ihr letztes, ihr einziges Besitztum, und sie hütete es ängstlich.

Er bedurfte jetzt auch der ganzen, vergehenden Liebe, mit der ein Weib die Schwächen des Mannes überfiehet und vor sich selbst verhüllt. Seit Delarives Ankunft hatte er nicht einen einzigen Federstrich mehr gethan. Er entschuldigte sich damit, daß man das geistige Produzieren nicht gewaltsam erzwingen könne. Einen ausgezogenen Acker ließe man auch einige Zeit brach liegen. In seines Freundes Gesellschaft trieb er sich jetzt den ganzen Tag auswärts herum. Der elegante Redakteur und Reserveoffizier, der ein glänzendes Einkommen bezog, traf hier alte Bekannte und sammelte bald einen Kreis von reichen Lebemännern um sich: beurlaubte Offiziere und junge Nichtstauer, die hier dauernd wohnten oder die Kur gebrauchten. In diese lustige Gesellschaft brachte Delarive den Freund, und da der Dichter, wenn er unter guten Kameraden beim Weine saß, sehr unterhaltend und witzig sein konnte, so nahm man ihn mit Freuden auf. Man ignorierte natürlich, was man von ihm und Asta wußte, und behandelte ihn so, wie er sich gab, als fidelem Junggesellen. Das Geld dazu streckte ihm Delarive vor.

Dabei lachte er, während Stillsfried grimmig an der Unterlippe nagte. „Aber sie will mich nicht, will für jetzt auch keinen anderen!" fügte er, immer noch lachend, hinzu. „Bewerber genug — Erben für Deinen Nachlaß! Sie trauert dem Gatten nach! Ja, ja, sie hat Dich verdammt gern gehabt! Na, nach der Scheidung wird das schon anders werden! Ah, pardon . . . aber da Du eine andere liebst, kann es Dir ja jetzt ganz gleichgültig sein . . . nicht wahr?" Wieder lachte er. Die Situation, daß er so ungeniert von der Gattin zum Gatten reden dürfe, kam ihm pikant und komisch vor.

„D total gleichgültig!" erwiderte Stillsfried, während er nervös die Finger zusammenkrampfte.

„Na, und was willst Du denn nun eigentlich anfangen? Hier wohnen bleiben? Berlin ist doch das einzig Wahre für den Schriftsteller!“

„Wenn wir verheiratet sind, komme ich wieder nach Berlin zurück!“

„Verheiratet — wer?“

„Asta und ich!“

„Erlaube! . . . Ich denke, Du hast mal zwei Semester Aus studiert? Sollte es Dir entfallen sein, daß Ihr beide Euch nie heiraten könnt — wenigstens in Deutschland nicht?! Das Gesetz ist darin sehr streng! Nur ein Mittel giebt es: wenn Deine Frau und Ulleniüs nicht wegen Untreue, sondern auf gegenseitige Abneigung klagen! Das werden sie natürlich nicht thun!“

Der Dichter sprach kein Wort, aber man sah, daß sich eine tiefe Erregung seiner bemächtigt hatte. Er wechselte mehrmals heftig die Farbe.

„Na, na, nimm's Dir nicht so zu Herzen! Übrigens, daß Du das nicht gewußt, und daß es Dir niemand gesagt hat?! . . . Dein Rechtsanwalt?“

„Wir haben nie davon gesprochen!“

Sie schritten schweigend nebeneinander her. Stillfried schien in tiefe Gedanken versunken, in denen ihn der andere nicht stören wollte. Im Eifer des Gesprächs hatten sie sich weiter in den Park verloren. Jetzt machten sie kehrt und begaben sich nach der Stadt zurück. Es war dem Dichter unangenehm, Delarive, der ihn in seiner glänzenden Berliner Wohnung oft besucht, in sein bescheidenes Heim einzuführen. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Freund zu Tisch zu laden. Delarive lehnte ab.

„Morgen, übermorgen — wann Du willst! Heute muß ich im Hotel speisen!“

Und so schieden sie denn, nachdem sie eine Verabredung für den Nachmittag getroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Börse über die soziale Frage.

von

(Schluß.)

Schlimmer, ja geradezu im wahren Sinne des Wortes gemeingefährlich steht es aber oft mit den Aktiengesellschaften, bei welchen nur ein Bankhaus in erster Linie beteiligt ist. Meist handelt es sich hier um sogenannte „kleinere Gesellschaften“ mit einem Kapital von einer oder höchstens ein paar Millionen oder selbst noch darunter. Denn während dort bei den großen Unternehmungen fast überall die Öffentlichkeit und die Konkurrenz eine kontrollierende Rolle spielen und der Apparat ein zu großer und vielgeteilter ist, um häßliche Sachen geschehen zu lassen, gilt von den kleinen Unternehmungen der Ahering'sche Vergleich zwischen Zuchthaus und Aktiengesellschaft nur zu häufig. Was hier bisweilen innerhalb Direktion und Aufsichtsrat sich abspielt, die meist ein Herz und eine Seele sind, spottet jeder Beschreibung, und würde der Staatsanwalt das Recht haben, jeder Aufsichtsratsitzung gewisser kleiner Banken beizuwohnen, so würden die Gefängnisse zweifellos bald im Lande emporschießen wie die Kasernen. Bei diesen Gesellschaften schaltet meist das betreffende Bankhaus mit den Aktionären wie mit Sklaven: d. h. das in den Aktien angelegte Geld derselben ist in neunzig von hundert Fällen entweder zu einem bedeutenden Bruchteil oder selbst so gut wie ganz verloren.

Denn da fast jegliche Kontrolle fehlt und die Generalversammlungen fast regelmäßig aus Kreaturen des betreffenden Bankhauses und Strohmannern bestehen, so herrscht hier der Aufsichtsrat absolut, und der Aufsichtsrat eben wieder besteht nur aus Geschöpfen des betreffenden Bankhauses, — und wenn alle Scham gewichen ist, was nur bei großen Herren nicht der Fall, — dann ist womöglich der „Chef“ des Hauses zugleich auch „Vorsitzender des Aufsichtsrats“ der betr. Gesellschaft. Und in diesem, einem nur allzu häufigen Falle, sind dann alle Voraussetzungen gegeben, um dem Publikum das Mark aus den Gliedern zu ziehen.

In der Regel befassen sich nämlich derartige „Häuser“ auch mit sogenannten Depotgeschäften und zwar mit Vorliebe. Hierzu gehört nämlich für das spekulierende Publikum ein nur relativ geringer Beitrag, — es genügen dazu schon hundert oder noch weniger Mark und der kleine Bankier sagt sich sogar unter Umständen: „je weniger desto besser,“ — denn desto sicherer ist ihm das Opfer. Das „Geschäft“ vollzieht sich meist folgendermaßen. Nachdem der Käufer direkt oder durch wohlwollende Dritte auf das betreffende Papier aufmerksam gemacht worden ist, zahlt er entweder bei dem betreffenden Bankhause selbst oder auch einer „befreundeten“ Firma den zehnten oder zwanzigsten Teil des Kurswertes der betreffenden Aktien bar ein und der Rest wird ihm „kreditirt.“ Bei Vornahme dieser Manipulation wird ihm regelmäßig ein Formular der „Geschäftsbedingungen“ zur Unterschrift vorgelegt, das äußerlich harmlos aussieht und auf etwa geäußerte Bedenken als noch harmloser erläutert wird. Und mit diesem Moment und der Hingabe des Geldes ist der betreffende Kunde sein Geld so gut wie absolut sicher los: bekommt er es dennoch wieder, so ist ein Zeichen und Wunder geschehen. Denn entweder kauft der betreffende Bankier das Papier thatsächlich für den neuen Aktionär und legt das fehlende Kaufgeld gegen meist hohe Zinsen aus, oder aber er tritt als Selbstverkäufer auf, wozu ihn das Recht nach dem Handelsgesetzbuch zusteht. Hat er nun eine genügende Anzahl Kunden oder einen Kunden mit genügend hohem Depot im Garne, so daß eine kleine Schwankung mit dem Kurse sich lohnt, so läßt er alsbald die Maschinerie spielen. Nach gar nicht langer Zeit, — zuerst ist das Papier sogar womöglich noch einige Prozent „zur Freude der Aktionäre“ gestiegen, — beginnt ein alsbaldiges langames Sinken, und sobald die Differenz im Kurse diejenige Höhe erreicht, welche den eingezahlten Prozents der Aktionäre etwa gleichkommt, — trifft bei den glücklichen Besitzern, die bereits anfangen unruhig zu werden, ein eingeschriebener Brief des Inhalts ein, „daß, da das Papier inzwischen zurückgegangen sei, entweder die Abnahme der Stücke, d. h. die volle Einzahlung des Kaufpreises, oder mindestens eine weitere Erhöhung des Einschusses nötig sei, da dem Bankier für sein ausgelegtes Geld nicht mehr die notwendige Sicherheit geboten werde.“ Und nun treten drei Möglichkeiten ein. Die eine — selbstverständlich seltenste — ist die, daß der Aktionär den vollen Kaufpreis bezahlt oder bezahlen kann, die Aktie an sich nimmt und nun auf bessere Zeiten hofft, um sie alsdann selbstverständlich wieder zu verkaufen; dieser Fall tritt, wie gesagt, deshalb äußerst selten ein, weil der betreffende Aktionär durch sein Bankhaus oft zu Käufen veranlaßt worden ist, die weit über seine Mittel hinausgehen. Der zweite ist der, daß thatsächlich noch ein Nachschuß möglich gemacht wird, so daß dem drohenden Verlust noch vorgebeugt oder er wenigstens noch hinausgeschoben wird, — wenn auch natürlich gewöhnlich ohne Erfolg; denn über kurz oder lang wird der Betreffende durch die fortwährende Unruhe und die Provisionen und hohen Zinsen, deren lawinenartiges Anschwellen er bei jedem Quartals-Kontokorrent nur zu drastisch bemerken kann, doch müde gemacht, so daß er froh ist, schließlich mit einem blauen Auge, d. h. mit dem Verlust von der Hälfte oder dreiviertel seines Geldes davonzukommen. Und der dritte, der letzte, endlich ist der häufigste, — es ist der sogenannte Exekutionsverkauf. Dieser gestaltet sich folgendermaßen.

Nach dem Handelsgesetzbuch hat der betreffende Bankier

für seine Forderung an „ausgelegtem“ Gelde (das Auslegen ist selbstverständlich jedoch fast regelmäßig nur bildlich und formell zu nehmen) ein Pfandrecht an dem betreffenden Papiere, und das Handelsgesetzbuch selbst ermächtigt ihn, unter — stets leicht zu schaffenden — Umständen das Papier zu verkaufen. Und damit ist dann der „Kunde“ sein Geld für allemal los, — ja er kann von Glück jagen und hat es mit einem besonders „noblen“ Charakter von Bankier zu thun, wenn er nicht noch persönlicher Schuldner desselben wird.

Es leuchtet ein, daß auf diese Weise jahraus, jahrein Millionen von schwer erarbeitetem Gelde mühelos, einzig durch die Ausbeutung der Schwäche der betreffenden Kreise, ihr geringes Vermögen vermehrt zu sehen, in die Tasche der Finanziers gleiten, und wer da weiß, welch geradezu mit satanischer Bosheit und Raffinertheit ausgekonnene Kniffe benutzt werden, um das große Publikum durch Presse, Reklame u. s. w. auf ein Unternehmen hinzuweisen und dasselbe zu fördern, wer je Gelegenheit gehabt hat, einen Blick hinter die Coulissen zu werfen oder einer Konferenz im Privatcomptoir solcher angehenden Millionäre beizuwohnen, der kann sich nur mit Entrüstung von diesen gesamten Betrieben abwenden. Am sozialgefährlichsten aber, weil sie den kleinen Mittelstand völlig ausaugen, mit dem sie durch die unglaublichsten Mittel in Verbindung zu treten wissen, sind, wie gesagt, die kleineren und kleinsten „Häuser,“ und es ist nicht zu viel gesagt, daß neunzehntel der Inhaber derselben mindestens täglich eine Handlung begehen, die sie nicht nur nach der allgemeinen Moral, sondern auch, wenn ihre gesamten Begleit- und Nebenumstände bekannt werden würden, vor den Strafgesetzen mit den höchsten Strafen zu belegen erscheinen lassen. Nicht zu unrecht wird das Ausaugen des Mittelstandes durch das mobile Kapital auf diese Pest zurückgeführt.

Diese Schuld aber wird zu einer geradezu unverantwortlichen, wenn man das so geschilderte Treiben in Beziehung setzt zu dem vierten, dem eigentlichen Handarbeiterstande, soweit derselbe in Aktienunternehmungen beschäftigt wird.

Wie haben oben gesehen, daß bei den Gründungen die Unternehmer, welche den Gegenstand der Gründung bilden, regelmäßig weit über ihren Wert hinaus bezahlt werden. — Natürlich aber wollen die Aktionäre auch eine Rente haben und zwar eine Rente entsprechend allermindestens dem landläufigen Zinsfuß; aber diese Rente wird nun nicht bemessen nach dem eigentlichen Wert des Unternehmens, von dem die Aktie einen foudsovielten Teil repräsentiert, sondern entweder von dem Pari- oder gar von dem Erwerbssurse. Und dieses letztere ist naturgemäß das gewöhnliche Verlangen. — Ein Aktionär, der das Papier zum Kurse von zweihundert gekauft hat, will natürlich auch eine Dividende von allenwenigsten zehn bis zwölf Prozent haben, und verlangt nach seiner Ansicht mit Recht von der Verwaltung, daß sie ihm diese Rente herauswirtschafte. — Dabei wird nun natürlich zweierlei ganz übersehen: einmal daß das Emissionshaus resp. der Vorbesitzer des Papiers ihm dasselbe um hundert oder sei es auch weniger Prozent über Pari „aufgehängt“ hat, wie der Börsenausdruck lautet, und sodann, daß schon dieser Pari-Wert der Aktie ein um so undsoviel zu hoch geschraubter war, damit durch die Gesamtzahl der auszugebenden Aktien die Gründungssumme gedeckt werden konnte. Es soll nun also eine dreifache Wertsteigerung des Unternehmens durch die Einkünfte desselben verzinst werden.

Naturgemäß kann dies nur geschehen durch möglichst sparsame Wirtschaft der Verwaltung. Und diese Sparsamkeit geht ebenso natürlich in erster Linie auf Kosten der Arbeiter resp. der Aufwendung für die Arbeitskräfte, die möglichst billig beschafft werden sollen und müssen. Und hier liegt einer der schwersten sozialen Schäden, an denen wir leiden. Nicht mit Unrecht sieht nämlich fast regelmäßig der in dem Betriebe eines Aktienunternehmens beschäftigte Arbeiter in der Verwaltung und dem für ihn in denselben repräsentierten Kapital seinen geschworenen Feind, dem er so gut wie völlig machtlos in die Hände gegeben ist, falls er sein tägliches Stück Brot für Weib und Kind, und sei

es auch nur das kärgste und dürftigste, verdienen und weiter behalten will. Und je höher durch günstige Konjunkturen und sparsame Wirtschaft die Dividende steigt, desto grimmiger wird natürlich sein Haß gegen das „Kapital.“ Denn er sagt sich zweierlei: einmal, daß die hohe Rente in der Hauptsache mit geschaffen wird durch seine Arbeit, durch welche das Kapital allerdings überhaupt erst befruchtet wird, und zweitens, daß trotz dieses Erfolges seiner Arbeit ihm kein Anteil an demselben zufällt, derselbe vielmehr stets darauf beschränkt bleibt, ihm diejenigen Mittel zum Unterhalt zu gewähren, welche genügen, ihn gerade weiter arbeitsfähig zu erhalten. Denn daß ein Handarbeiter selbst bei größtem Fleiß, falls er eine Familie durch seine tägliche Arbeit zu ernähren hat, keine auch nur irgend nennenswerten und zum Sparen ermutigende Überschüsse erzielen kann, ist auch dem schwächsten Rechner kein arithmetisches Geheimnis, wenn er seinen eigenen Etat und die eigenen Einnahmen und Ausgaben und Bedürfnisse mit denen des Arbeiters und der zahlreichen Familie desselben unparteiisch und gerecht vergleicht.

An all den geschilderten Mißständen, die nicht zum unwesentlichsten Teile die soziale Krise heraufgeführt haben, vor deren Lösung wir nunmehr stehen, ist, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, zu einem nur zu großen Teile die Börse schuld und deren Kostgänger: die privaten und Aktien-Bankinstitute. Sie ziehen tagaus, tagein den wahren Ertrag aller Arbeit mühelos an sich und verbreitern damit die Kluft zwischen arm und reich zum Abgrunde. Auf welche Weise die Spannung, die zum guten Teile auf diese Weise mit heraufbeschworen ist, gelöst werden wird, steht noch dahin; — eines aber ist mit der absoluten Sicherheit des Schicksals vorauszusagen: nicht nur der Unternehmerr Gewinn und die Rente, sondern auch die durch die Börse repräsentierte sogenannte „Arbeit des Geldes“ werden wesentliche Veränderungen erfahren und zwar Veränderungen einschneidendster Art im Sinne der wirtschaftlichen und sozialen Gerechtigkeit. Und auch das anscheinende Sphinx-Mästel des „Wie“ geht, wenn nicht alles täuscht, seiner endgültigen Lösung entgegen. Die Lösung aber wird bestehen in der Bildung großer Arbeiter- und Produktions-Genossenschaften, welche die Erträge schwerer Arbeit auch demjenigen sichern, der dieselbe in Schweiß seines Angeichts errungen, und welche verhindern, daß eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Individuen sich in den Besitz setze von denjenigen Gütern, welche ihre Mitmenschen unter Not und Entbehrungen schwerster Art zur Erreichung einer höheren Kulturstufe und zum allgemeinen Besten erzeugen helfen.

Berthold von Regensburg,

ein Sozialethiker des Mittelalters.

Von

Dr. Maximilian Kohn.

(Zweiter Teil.)

Begeistert ist, daß Berthold auch gewissen Kollegen zuweilen gründlich den Kopf wäscht. Corpsgeist kannte er nicht. Er erinnert in dieser wie in manch anderer Beziehung an Abraham von St. Clara, der etliche Prediger mit den Eulen vergleicht, welche das Öl nächtlicherweise aus den Lampen schlürfen und so von der Kirche erhalten werden, sonst aber nichts nützen. Wie rückt Berthold — wir stehen im dreizehnten Jahrhundert — dem Ablassträger zu Leibe, ohne sich viel zu kümmern, ob höchste Prälaten, in deren Auftrage doch jene Pfennigprediger sprachen, über sein geharnischtes Wort die Stirne runzelten.

„Pfennigprediger, dem Teufel einer der liebsten Knechte, denn er fährt aus unter die einfältigen Leute und predigt und ruft, daß alles weint, was vor ihm ist. Und er sagt, er habe

vom Papste die Gewalt, daß er dir alle deine Sünde abnehme um einen Hälbling (Heller). Und er lügt, daß man damit ledig sei gegen Gott, und er krönt den Teufel alle Tage mit viel tausend Seelen. Ihr sollt ihnen nichts geben; dann müssen sie absteigen vom Betrug. Dieweil ihr ihnen gebt, verkauft ihr euch in den ewigen Tod. Und sie ermorden euch und weisen euch weg von der rechten Buße, die Gott geheiligt hat, daß ihr nicht mehr hüßen wollt.“ Dazu gehörte sicherlich ein größerer Freimut, eine größere Rücksichtslosigkeit, als mit der Provinzialwürde bekleidet von der Kanzel der Wiener Augustinerkirche sich an Kollegen zu reiben, mögen sie auch die Wahrheiten, die Abraham ihnen entgegenbringt, vollaus verdienen. — Vollste Gerechtigkeit hingegen läßt er dem Stande der Ärzte widerfahren, die der Seele zerfallene Haus ausstücken. Ein heilender Mann ist gleich vielen zu achten, sagt irgendwo Vater Homer, und eine etwa gleiche Wertschätzung läßt sich auch aus Berthold erweisen. Vor Kurpfuschern und Unacksalbern wird gründlich gewarnt. Für des Leibes Siechtum sei manches Kraut gegeben, welches die Meister wohl kennen. Die mit einer Wunde jedoch nur umzugehen verständen, sollten sich nicht die innere Kunst anmahnen und den Leuten Tränke geben. Sei solch Böhnhafen wirklich einmal eine Kur gelungen, so sei es der pure Zufall. „Es sind Mörder ohne dich genug, die da die Leute töten, ganz mit dinen Wunden umbe (wirke als Heilgehilfe).“ Sollte einmal eine Hygiene des deutschen Mittelalters geschrieben werden, so bietet der Franziskaner, wie ich noch kurz bemerken will, nicht geringe Ausbeute.

Wir eilen zum Schlusse.

Köstlich sind seine Worte über Ehe, Kinderzucht und Haushalt, Weibereitelkeit, Fraubasengechwätz, und wie derb setzt er die unfeinschen Eitelmacherrinnen (die den Geldbeutel leer machen) zurecht! Eine wahre Hundgrube für deutsche Kultur- und Sittengeschichte! „Pfi, wie siehest du da vor meinen Augen, Mälerin? Willst du dich daß malen, denn dich der liebe Gott hat geschaffen?“ herrscht er einmal ein geschminktes Weib an; und zu wiederholten Malen züchtigt er die zuotriberinnen (da wachtelbein des teufels, damit er manche seele fängt), die junges Blut um Gut und Leben bringen, dieweil sie die Jugend auffordern zu Tanz, Spiel und zum märkäs zum torney (Klingische Ausg. 421). Den Verlorenen selber aber (die bösen häute die auf dem graben gehen) ruft er voll sittlicher Entrüstung zu: Weh euch, daß euch die Hunde nicht fraßen eurer Mutter an der Brust, wie verfallt ihr in Hauptsünde. Einst ergriff er eine Buhlerin so gewaltig durch sein Stachelwort, daß sie ihrem sündlichen Leben entsagen will. Berthold fragt seine Zuhörer, wer sie zum Weibe nehmen wolle. Er wolle für die Mitgift sorgen. Es meldet sich jemand. Berthold verspricht zehn Pfund Pfennig Mitgift. Einige Männer veranstalten auf sein Geheiß eine Sammlung. Plötzlich ertönt seine Stimme: Sufficit, nos habemus pecuniam, quam optamus. Es waren just zehn Pfund, nicht mehr und nicht weniger gesammelt. — Ich nehme Anstand, weitere Proben auszuheben, bedeutend für den Kulturzustand jener Zeit, doch das moderne Schließlichkeitsgefühl verlegend. Bruder Bertholds Deutsch konnte wie Skorpione züchtigen und traf in das innerste Herz. Stahlblanke, urkräftige Worte und dabei eine anima candida.

Ist es nicht auffallend, daß erst in diesem Jahrhundert seine gewaltigen Reden bekannt wurden? Wieviel Schundlitteratur ist nicht aus deutscher Presse hervorgegangen, die in die Stampfe von Rechts wegen gehört hätte! Der große Franziskaner war verschollen. August Neander, der aus den Schlinggewächsen des Talmud nicht wie manch anderer in den Irregarten der Mystik geblüht, sondern ein gläubiger Christ ward, wie seine Mutter, Frau Mendel, eine gläubige Jüdin gewesen, hat zuerst die Aufmerksamkeit auf Berthold gelenkt und seinen Freund und Schüler C. W. Kling zur Herausgabe der Predigten des Franziskanermönches ermuntert. Den drei großen „volkstümlichen“ Germanisten Jakob Grimm, Franz Pfeiffer, Wihl. Wackernagel, die nunmehr der grüne Rasen

deckt, war er ans Herz gewachsen und sie mochten von ihm nicht lassen, seit sie ihn erkannt. Auch den Theologen, Protestanten wie Katholiken, hat es Berthold angethan. Ein Verdächtiger ist ihm in dem katholischen Priester Franz Göbel erschienen, doch Bertholds kräftige Sprache voller Natur und Erdgeruch ist geschwunden. Eine Monographie vom kulturgeschichtlichen Standpunkte, die doch manchem Unbedeutenderen schon zu teil geworden, ist eine Schuld, die die deutsche Litteraturgeschichte noch abzutragen hat. Ist kein Scherer da? Dankbar genug ist der Stoff. Zahlreiche Bausteine hat aus mittelalterlichen Predigten der Franziskaner und Mystiker vor einiger Zeit Dr. Heinrich Rinn im Osterprogramm der Hamburger Gelehrtenschule zusammengetragen. Seine Arbeit spricht für sich und bedarf meines Lobes nicht.

Nur noch ein Wort über den großen „münderen Bruder“ selber.

Dem Ordenshause der Franziskaner zu Regensburg angehörig, erscheint er zuerst auf dem Schauplatze um das Jahr 1246. Ein Vierteljahrhundert die Kreuz und Luer besonders die Donaugelände durchziehend, stirbt er am 13. Dezember 1272. Noch lange lebte das Andenken an den unvergleichlichen Volksredner und Leutepriester in der Deutschen Herzen fort. Seine weitgreifende Wirksamkeit wird von zeitgenössischen und späteren Chronisten gewaltig gerühmt. Meister Frauenlobs Ruhmeszeile (durch sinen munt rett got vom himelriche) streift schon an eine Apotheose. Ist Berthold auch in der Lehrform der katholischen Kirche eingewurzelt — dem Priesterstand räumt er den Vorzug ein, die Lehre von der Verwandlung, von dem Werte der guten Werke, von der höheren Heiligkeit des ehelosen und jungfräulichen Lebens bekennet er aus innerstem Grunde — so hatte er doch Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke, und in der Zeit des aristokratischen und hierarchischen Feudalismus ist eine so knorrige, eigenartige Persönlichkeit schier ein Wunder. Entspricht wohl das Prunkstück, ein die Gebeine Bertholds umschließender, in Gold und Silber gefaßter Reliquien-schrein, der — post tot discrimina rerum — der Schatzkammer des Regensburger Domes einverleibt worden, dem anspruchslosen Sinne des Minoriten? Erwähnt sei noch, daß Laband in Straßburg in ihm den Verfasser des berühmten mittelalterlichen Rechtsbuchs „Der Schwabenspiegel“ vermutet hat; doch die neuesten Untersuchungen, die die Frage zum Abschluß gebracht, haben die Hypothese als irrig hingestellt (Pfeiffer II, p. XXVII.). Schließen wir mit den Worten Franz Pfeiffers, der ihm ein dauerndes Denkmal durch seine große kritische Ausgabe (Bd. II ed. Strobl) gesetzt hat. „Möchten auch seine Gebeine gleich denen so vieler großen Männer vor und nach ihm zu Staub verfallen und mit den Winden verweht sein, sein besseres unsterbliches Teil nemte die Nachwelt gleichwohl und für immer ihr Eigentum: aus seinen Reden weht sein Geist uns entgegen und schlägt sein Wort an unser Ohr mit all der Gedankenfülle und Gemütsstärke, mit all der frischen, belebenden und ergreifenden Kraft, die vor (über) 600 Jahren Deutschland mit Bewunderung und Entzücken erfüllten.“ Sieht er nicht stannend zu ihm auf, wie zu einem Riesenwerke der gotischen Baukunst?

Zu Max Nordaus „Evolutionistischer Ästhetik.“

Von

Dr. Paul Otto Schmidt.

(Fortsetzung.)

Das „Was“ und „Warum“ des Ästhetischen in Natur- und Menschenleben dürfte nach den vorhergegangenen Erörterungen bereits mit solcher Klarheit und Unzweideutigkeit in die Augen springen, daß darüber kaum noch etwas zu sagen übrig bleibt; um so weniger, als in diesem Falle mit

dem „Warum,“ der Ursache, auch zugleich das „Was,“ das eigentliche ursprüngliche Wesen beantwortet sein dürfte, soweit sich diese Fragen überhaupt beantworten lassen. Wir kommen weiter unten noch darauf zurück; zunächst wollen wir jedoch auf das „Wie“ und „Wo,“ oder — was dasselbe ist — auf die subjektiven und objektiven Bedingungen der ästhetischen Wirkung näher eingehen.

Die subjektiven Bedingungen bestehen darin, daß beim Individuum erstens Kräfte (Bildungs- oder Bewegungskräfte) in genügendem Maße und Grade überhaupt vorhanden und zweitens, daß sie im gegebenen Falle verfügbar sein müssen. Trifft dieses nicht oder nur in geringem Maße und Grade zu, so ist keine oder nur eine entsprechend schwache ästhetische Wirkung zu erwarten.

Wenn also ein Individuum für irgend eine Lebensbethätigung überhaupt kein Organ, oder — wie es in der Sprache der amtlichen Ästhetik heißt — keinen Geschmack hat, so wird auch das stärkste, natürliche oder künstliche Reizmittel keinerlei ästhetische Wirkung erzielen. Sind dagegen die Organe der anatomischen und physiologischen Anlage nach zwar vorhanden, ihre Energie aber im gegebenen Falle nicht oder nur in geringem Maße und Grade disponibel, so bleibt die ästhetische Wirkung eines Reizmittels ebenfalls ganz oder teilweise aus. Das Individuum kann in diesem Falle allerdings seine Organe zur Thätigkeit zwingen, aber es empfindet, fühlt, denkt, handelt u. s. w. dann nicht ästhetisch: es genießt nicht, sondern arbeitet, leidet. Dasselbe kann eintreten, wenn das der Anlage nach vorhandene Organ noch nicht in genügender Stärke ausgebildet ist. So ist oft die physiologische und psychologische Rezeption eines Reizmittels (Kunstwerks u. s. w.) anfangs kein eigentlicher ästhetischer Genuß, sondern mehr oder minder eine Arbeit, Strapaze. Erst später, nach genügender Ausbildung der betreffenden Organe, stellt sich dann der wirkliche Genuß in der Regel ein.

Von selbst werden auch die produktivsten, lebenskräftigsten — den größten Uberschuß an Lebenskraft darbietenden — Individuen, und auch die bestgeübten Organe nicht zur Thätigkeit gebracht. Auch die anscheinend völlig freie Phantasie thätigkeit ist letzten Endes auf irgendwelche Anregung zurückzuführen. Je stärker allerdings ein Organ sozusagen mit Energie geladen ist, desto geringerer Veranlassung bedarf es, um es gleichsam zu entladen: die potentielle Energie in aktuelle zu verwandeln. Solche sogenannten Entlader, Veranlasser, Anreger sind nun die natürlichen und künstlichen — oder auch künstlichen — Reizmittel, und damit sind wir auf die objektiven Bedingungen der ästhetischen Wirkung gekommen. Betrachten wir diese zunächst ganz allgemein.

Wenn die organischen (von Organen abhängigen) Lebensbethätigungen (Nerven- und Muskelbewegungen) ästhetischer Art, sogenannte Genüsse — keine Arbeiten — sein sollen, so müssen sie innerhalb gewisser Grenzen der Intensität (Grades) und Extensität (Zahl, Maßes) vor sich gehen. Die Reizmittel dürfen also nicht zu schwach und zu einseitig, aber auch nicht zu stark und zu vielseitig wirken; und man kann in Bezug auf die Intensität eine untere und obere Grenze (Reizschwelle) ziemlich genau nachweisen.

Kommt ein Reizmittel mit seiner Wirkung noch nicht bis an die untere Grenze (untere Reizschwelle der ästhetischen Wirkung) heran, so wird es — vorausgesetzt, daß es überhaupt die Empfindungsgrenze (die untere physiologische Reizschwelle) überschreitet — nur dann das betreffende Organ zur Thätigkeit (Arbeit) veranlassen, wenn diese von irgendwelchem Nutzen für die Selbst- oder Arterhaltung ist, bezw. es zu sein verspricht: z. B. gewisse für die Selbst- oder Arterhaltung wichtige Nachrichten (durch Auge, Ohr u. s. w.) vermittelt. Sonst läßt ein solcher Reiz das Individuum völlig gleichgültig, indifferent. Erhebt sich die Wirkung eines Reizmittels gerade noch über die untere ästhetische Reizschwelle, so ist die ausgelöste Empfindung das, was man in der Sprache der amtlichen Ästhetik das Reizende, Nette, Niedliche, Zier-

liche, Elegante u. s. w. nennt. Kommt die Wirkung der oberen (ästhetischen) Reizschwelle nahe, so hat man das sogenannte Erhabene; überschreitet sie auch diese, so tritt offenbare Schmerzempfindung, mehr oder minder heftiges Leiden ein, und auch hier giebt es eine Grenze, oberhalb welcher Ohnmacht (Empfindungs- und Bewußtlosigkeit) selbst der Tod eintreten kann.

In der Mitte zwischen dem Reizenden und Erhabenen in dieser Beziehung liegt das eigentlich sogenannte Schöne, und dies gilt für die Grenzen sowohl der Intensität als auch der Extensität. Das Schöne ist aber nicht immer das sogenannte Mittelmaß (die aurea mediocritas) an Extensität und Intensität einer Lebensbethätigung, sondern vielmehr das im gegebenen Falle richtige Maß, dasjenige, bei welchem sich das Individuum auf die Dauer am wohlsten befindet. Das bloß Reizende, Niedliche u. s. w. wirkt auf die Dauer langweilig, das Erhabene ermüdend. Bei zu oftmaliger Wiederholung kann freilich auch das stärkste Reizmittel ästhetisch wirkungslos oder wirkungslos werden, und hieraus erklärt sich unter anderem, warum z. B. oft das schlechtere und schwächere Neue intensiver wirkt, als das bessere und stärkere Alte.

Diese Grenzen der Intensität und Extensität sind nicht bei allen Individuen nach oben und unten dieselben. Der eine kann in ästhetischer Beziehung sozusagen mehr oder weniger — auf einmal oder nacheinander — vertragen als der andere. Was bezüglich der Intensität bei dem einen z. B. schon Schmerz ist, kann bei dem anderen noch Wollust sein; was der eine schon reizend findet, läßt den anderen in ästhetischer Beziehung noch gleichgültig. In vielen Fällen sind dies krankhafte Zustände des Empfindungs- und Gefühlslebens; mitunter können sich aber auch ganz normale, gesunde und kräftige Individuen ebenso verhalten. Es hängt dergleichen vorzugsweise von jenem unbestimmten Etwas ab, das man Temperament, Rasse, Blut u. s. w. nennt. So ist bei dem einen oft krankhafte Nervosität, was bei dem anderen natürliche leichte Erregbarkeit (eine Folge des hohen Uberschusses an Lebenskraft) ist. Ebenso giebt es eine krankhafte und eine natürliche Stumpfheit, Schwerfälligkeit u. s. w.

Es ist nicht notwendig, daß die natürlichen und künstlichen Reizmittel, sofern sie innerhalb der Grenzen der ästhetischen Wirkung bleiben, immer nur ästhetische Empfindungen, Gefühle u. s. w. hervorrufen. Es kann eine Lebensbethätigung schön und nützlich zugleich sein, nicht nur dem Genusse dienen, sondern gleichzeitig mit der Selbst- oder Arterhaltung in Beziehung stehen. Nur da, wo ein wirklicher äußerer Zwang, ein unumgängliches Bedürfnis gegen den innersten Willen des Individuum die betreffenden Organe in Thätigkeit versetzt, ist der Begriff der Arbeit in voller Reinheit realisiert. Umgekehrt, wenn äußere Reiz- und Erregungsmittel, die in keiner direkten und indirekten Beziehung mit der Art- oder Selbsterhaltung stehen, gewisse Organe in Thätigkeit versetzen, so ist der Begriff des (ästhetischen) Genusses in voller Reinheit verwirklicht. Unter die ästhetischen Empfindungen, Gefühle u. s. w. rechnet man in der Regel nicht alle ungewollenen, freien — entweder überhaupt nicht notwendigen oder über das notwendige Bedürfnis hinausgehenden — Erregungen, Bewegungen der Nerven und Muskeln. Fast alle sogenannten niederen Verrichtungen des Organismus, die Thätigkeiten der Fortbewegungsorgane (Glieder), die Funktionen des Rückenmarks und der niederen Nervencentren (der Geschmacks-, Gefühls-, Geruchs- u. s. w. Sphäre) rechnet man, sofern sie über das Selbst- und Arterhaltungsbedürfnis hinausgehen, wohl zu den Genüssen, aber nicht zu den eigentlich ästhetischen Genüssen. Konsequenterweise müßte man jedoch auch sie dazu rechnen, wenn man ihnen auch nicht gerade einen besonders hohen Rang einzuräumen brauchte. Je mehr nämlich die ungewollenen freien Lebensbethätigungen mit dem Centralorgan (Gehirn) zu thun haben, je weniger sie physiologischer und je mehr sie psychologischer Natur sind,

desto ästhetischer werden sie, einen desto höheren Rang können sie unter den Genüssen beanspruchen. Bei der Malerei und Musik zum Beispiel teilen sich die ästhetischen Empfindungen in physiologische Reiz der Farben und Töne an sich) und in psychologische (Kompositions- u. s. w. Reize); bei der Dichtkunst handelt es sich fast nur um psychologische Genüsse. Deshalb kann die Poesie, die sich an die höheren und höchsten Gehirncentren wendet, einen höheren Rang beanspruchen als die bildenden Künste und die Musik. Überhaupt könnte man nach diesem Prinzip nicht nur die Hauptklassen, sondern auch die Gattungen, Arten und Abarten der natürlichen und künstlichen Reizmittel einzeln vornehmen und jeder von ihnen den gebührenden Rang zuweisen. Wir wollen uns hier nicht darauf einlassen.

Bei gewissen mit (schönen) Kunsttrieben begabten Tieren und bei Natur-Menschen, die in Bezug auf ästhetische Genüsse nicht oder noch nicht verwöhnt sind, genügen schon ziemlich rohe Licht- und Schalleffekte (bunte Bilder mit schreienden Farben, musikalischer Tantam u. s. w.), um ästhetische Genüsse bis zum jauchzenden Entzücken hervorzurufen. Bei — wenn auch noch so primitiven — Kulturmenschen ist dazu schon etwas mehr erforderlich. Diese Anforderungen steigern sich mit der Kultur, und auf den höchsten Stufen derselben sind bekanntlich oft die allerkompliziertesten und raffiniertesten Mittel kaum hinreichend, um eine einigermaßen kräftige ästhetische Wirkung zu verursachen. Hierbei kommt allerdings sehr in Betracht, daß die subjektiven Bedingungen der ästhetischen Wirkung (die verfügbaren Kräfte, die Genüßfähigkeit) nur in geringem Maße und Grade erfüllt sind.

Wollten wir diesen allgemeinen Betrachtungen über die objektiven Bedingungen der ästhetischen Wirkung: die sogenannten Reizmittel — die Objektivierung des Schönen, Ästhetischen in Natur und Kunst — nunmehr speciellere folgen lassen, so müßten wir, um die Aufgabe erschöpfend zu lösen, das ganze weite und breite Gebiet der Ästhetik, wie es in zwei- und mehrbändigen Werken von Fr. Th. Vischer, W. Carrière und anderen vorliegt, noch einmal abwandeln. Wer dazu Lust hat, mag dies in Gedanken thun; hier handelte es sich nur darum, für die Beurteilung von Max Nordaus „Evolutionistischer Ästhetik“ einen Maßstab zu haben, und deshalb mußten wir die vorhergegangenen Erörterungen vorausschicken. Kommen wir nun auf unsere eigentliche Aufgabe zurück.

Was zunächst die eingangs berührte Nordausche Erklärung der angenehmen und unangenehmen Gerüche anbelangt, so wird der aufmerksame Leser sich bereits ein Urteil darüber gebildet haben. Es ist jedenfalls mehr oder minder zufällig, d. h. steht außer allen nachweisbaren Zusammenhang mit anderen bekannten Thatsachen, daß z. B. gewisse Blumendüfte angenehm, ästhetisch, und andere Stoffe, z. B. Fäulnisgase, asa foetida u. s. w. unangenehm, unästhetisch auf unser Niechorgan wirken; denn bekanntlich ist diese Regel nicht ohne Ausnahme. Abgesehen von krankhaften Zuständen, sowie von individuellen und generellen Verschiedenheiten des Niechorgans oder des gesamten Nervensystems, giebt es bekanntlich — besonders unter den Tropen — Blumendüfte genug, die auch für normale Nerven und Individuen unangenehm sind; und wiederum Zeretzungsprodukte, die angenehm riechen. Gerade die feinsten Parfümerieen sollen ja auf chemischem Wege aus Kuhjauche u. s. w. hergestellt werden. Dem einen oder dem anderen der Leser ist vielleicht auch bekannt, daß die Hottentotten-Weiber und Mädchen in Südafrika sich das Gesicht und den ganzen Körper mit Kuhmist einreiben, um ihren Männern oder Liebhabern besser zu gefallen. Hängt dies etwa auch mit der Nordauschen Theorie vom Blumenduft und Frühlingsluft zusammen? Es sollte uns jedoch nicht wundern, wenn ein richtiger Darwinianer auch das mit dem Kampf ums Dasein zusammenhängende würde.

Warum unsere Geruchsnerven normalerweise so beschaffen, gleichsam so abgestimmt sind, daß die Wirkung der Blumendüfte in der Regel innerhalb, und die der Zeretzungsprodukt-

außerhalb der ästhetischen Intensitätsgrenzen sich hält, — diese Frage aufzuwerfen, ist nach unserer Ansicht ebenso absurd, als wenn jemand fragen wollte: „Warum ist die Rinde der Kork-eiche so beschaffen, daß man daraus Stöpsel für Wein- und Bierflaschen herstellen kann?“ Das eine ist eben eine zufällige oder auch nicht zufällige Fündung, das andere eine Erfindung, zu welcher die Natur Gelegenheit genug gegeben haben mag. Außerdem spielt bei diesen wie bei allen ästhetischen Empfindungen der sogenannte Geschmack die wichtigste Rolle, und — de gustibus non est disputandum. Die ihren Meister noch übertreffenden Darwinianer strikter Ober-vanz, die immer sofort mit ihrer Opportunitätstheorie für den Kampf ums Dasein bereit sind, wenn sie etwas erklären wollen, stehen im wesentlichen auf keinen anderen Standpunkte als die Theologen der alten Schule, die alles mit der unendlichen Weisheit und Güte eines persönlichen Schöpfers zusammen-reimen möchten.

Man kann bekanntlich mit den Mitteln einer halbwegs gewandten Dialektik aus nichts etwas, aus etwas nichts, aus weiß schwarz und aus schwarz weiß machen; aber weiß bleibt deshalb doch weiß, und schwarz doch schwarz. Die Dialektik der Darwinianer ist indessen für einen etwas feinen Geschmack mitunter so plump, daß man sich wundern muß, wie sie so viele hat befechten können. Wir werden sofort sehen, wie weit selbst ein Nordau unter dem Banne des Darwinismus von dem geraden Wege der gesunden Logik hat abirren können.

So sagt er (Seite 300) ganz naiv: „Die Lust-Empfindungen, die das Schöne im weitesten Sinne in uns erregt, haben keinen anderen Ursprung als alle übrigen Lust-Empfindungen. Sie sind eine Folge davon, daß das, was wir heute als schön empfinden, ursprünglich entweder dem Einzelwesen oder der Gattung zuträglich oder förderlich war, oder daß die Lebewesen es zuerst in Begleitung zuträglicher oder förderlicher Erscheinungen kennen lernten und mit der Erinnerung an diese organisch gesellten.“ Nach dieser Berufung auf jene beschränkte, allein selig machen wollende Nützlichkeits-, Opportunitätstheorie, mit der wir uns schon im Eingange abgefunden haben, teilt Nordau dann die Erscheinungen, die als schön empfunden werden, in zwei große Hauptklassen. Die eine soll mit der Selbst-, die andere mit der Arterhaltung allein in Beziehung stehen. Zu der ersten (auf die Selbsterhaltung bezüglichen) rechnet er das Reizende, das Erhabene und das Zweckmäßige; zu der zweiten (auf die Arterhaltung Bezug habenden) das eigentlich Schöne im engeren Sinne und das Niedliche.

Diese fünf Formen will er, wie er sagt, „der Reihe nach untersuchen“ und „zu verstehen trachten“ (sehr charakteristisch), wie sie mit dem „Selbsterhaltungstrieb des Einzelwesens und der Gattung zusammenhängen.“

Nun sollte man glauben, daß man etwas ganz Neues, Eigenartiges, bisher Unerhörtes zu hören bekäme. Und was ist es? — Genau dieselben abgedroschenen Phrasen, die man in jedem Kompendium der Ästhetik nachlesen kann. Man höre: „Das Erhabene ist die Empfindung eines ungeheuren Mißverhältnisses zwischen dem wahrnehmenden Individuum und der wahrgenommenen Erscheinung und der zermalmenenden Überlegenheit der letzteren über das erstere.“ „Alles überaus Große und Mächtige wirkt erhaben.“ (Ganz gewiß!) „Die der Empfindung des Erhabenen zu Grunde liegende Vorstellung ist die: an dieser Erscheinung gemessen bin ich nichts. Gegen diese Erscheinung sind meine Kräfte verschwindend. Gegen sie anzukämpfen, sie zu überwinden ist völlig unmöglich. Müßte ich mit ihr kämpfen, so würde ich vernichtet werden.“ Nach dieser Erklärung? oder Umschreibung? (man weiß nicht was) des Begriffs des Erhabenen nennt er die Empfindung des Erhabenen eine „nahe Verwandte der Angst“ und meint, daß sie sich von dieser bloß dadurch unterscheidet, daß sie „neben der Vorstellung der eigenen gänzlichen Ohnmacht“ noch die „zweite Vorstellung“ enthalte, daß „glücklicherweise eine Bekämpfung der gewaltigen Erscheinung nicht notwendig sei,“ und

diese „ihre zermalmende Übermacht nicht thatsächlich zur Überwindung und Vernichtung des wahrnehmenden Wesens gebrauchen wird.“

Dieser gewundenen Phrasenologie sieht man ordentlich die Verlegenheit an, in der sich ihr Urheber befindet, indem er die — nach unsern vorhergegangenen Erörterungen so einfach und natürlich sich ergebende — Erklärung der Empfindung des Erhabenen mit seiner „Selbsterhaltungstheorie“ in Übereinstimmung zu bringen versucht. Es ist freilich hiernach (nach jenen Erörterungen) so begreiflich, wie man bez. des Erhabenen auf eine solche „Angsttheorie“ verfallen konnte. In der That, die Angst ist eine schmerzliche Empfindung, und was in der Wirklichkeit Angst, Schmerz erregt — wie z. B. der Anblick eines brennenden Hauses oder einer Steppe, wenn man sich mitten darin befindet — kann im Bilde oder von weitem gesehen sehr wohl das Wohlgefühl des Erhabenen hervorrufen, weil in diesem Falle die Seele zwar gewaltig erregt werden mag, aber die obere Grenze der ästhetischen Empfindung dabei noch nicht überschritten zu werden braucht.

„Was im Leben uns verdrückt,
Man im Bilde gern genießt.“

Bei zarten, ängstlichen Gemüthern mag diese Grenze allerdings gerade erreicht werden, und deshalb wissen solche Individuen in der Regel nicht, ob sie sich beim Anblick eines ungewöhnlich Großartigen, Gewaltigen freuen oder härmern sollen. Nach der Nordauschen „Angsttheorie“ müßten aber gerade zarte, ängstliche Gemüther der Empfindung des Erhabenen am meisten zugänglich sein; und die Erfahrung lehrt doch genau das Umgekehrte. Gerade die kraftvollen, gewaltigen Persönlichkeiten sind bekanntlich für das Erhabene und dessen Abart, das Tragische, am meisten empfänglich; bei ihnen ist dieses Gefühl erst eigentlich ein ästhetisches.

Der in seinem Größenwahnsinn über alles erhabene, vollständig blasierte Kaiser Nero konnte freilich über den Anblick des brennenden Rom von der Terrasse seines Palastes aus eine grausige Wollust empfinden, und Napoleon beim Zusammenbrechen der Brücke über die Verejina zu einem Scherzworte über die zappelnden und ächzenden Menschenleiber — welche die gebrochene Lücke in der Brücke vollständig ausgefüllt haben sollen — aufgeleget sein; hier ist aber das Grausige nicht tragisch, und deshalb werden edle, wenn auch noch so kraftvolle Naturen hier nicht ästhetisch empfinden. Für verbrecherische, wahnsinnige oder krankhaft überreizte, blasierte Individualitäten ist dies jedoch, wie die Erfahrung lehrt, nicht ausgeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge einer zeitgemäßen Umgestaltung des altsprachlichen Unterrichts

auf den höheren Lehranstalten, namentlich den Gymnasien.

von

Carl Köhn.

Als vor einigen Jahren zuerst dunkle Gerüchte die Klämme unserer Gymnasien durchflogen, daß der Unterricht in den alten Sprachen beschränkt und die gewonnene Zeit dem Deutschen und besonders den Naturwissenschaften zugewandt werden solle, verbreitete sich etwas wie ein Frühlingshauch über die Seelen unserer jungen Zöglinge. Schon glaubte der allzu hoffnungsrasche Geist der Jugend ein goldenes oder wenigstens ein silbernes Zeitalter anbrechen zu sehen, schon begann der Alldruck, an welchen des Schuldienstes ewig gleichgestellte Uhr das jugendliche Gemüt schon vom zartesten Alter an gewöhnt hatte, nachzulassen und einem freieren Athmolen Platz zu geben, da erlebten wir, daß wir aus einem bleiernen höchstens in ein eisernes Zeitalter versetzt wurden, daß die Sonne, statt die wolkengepreßte Atmosphäre aufzulösen, sie nur

in durchbringenden und nicht weniger empfindlichen Nebel verwandelte. Konnte man im Ernst wirklich glauben, durch die damals getroffenen Anordnungen die wundeste Stelle in unserem Gymnasialunterrichte, die allzu einseitige Hervortreibung der altsprachlichen Fächer, heilsam für lange Zeit verbunden zu haben? Wohl wurde damals, um die Hauptsachen zu erwähnen, der Beginn des Griechischen von Quarta nach Tertia verlegt, wohl wurde das ehrlich gehaßte Latein, leider aber auch das ebenso ehlich geliebte Griechisch um zusammen einige Stunden wöchentlich beschnitten, wohl wurde die Abgangsprüfung durch die Bestimmung erleichtert, daß fortan auf dem Gymnasium schon beim Ubergange nach Prima die maßgebenden schriftlichen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische bezüglich Griechische und auf den Realschulen die ins Lateinische angefertigt werden sollten: wohl wurde also derselbe Unterrichtsstoff etwas anders zugeschnitten, da aber die Methode dieselbe blieb, so konnte schon deshalb ein großer Umschwung der Verhältnisse nicht erwartet werden. Aber auch selbst jene Stoffverteilung konnte nicht das leisten, was die theoretischen Gesichtspunkte, nach denen man sie vorgenommen hatte, verlangten. Denn wenn für die Verlegung des Beginnes mit dem Griechischen dies beabsichtigt wurde, daß den Eltern noch ein Jahr mehr zur Verfügung stünde, zu prüfen, ob der junge Knabe sich mehr für den sprachlich gelehrten oder einen praktischeren Unterricht eigne, so blieb jetzt das Lateinische der einzige Probierstein. Ein jeder Gymnasiast aber weiß aus Erfahrung, wie völlig unzulänglich es ist, aus dem matten Striche, welchen gewöhnlich sein Interesse für diese Sprache mit Quarta auf jenem Steine hervorruft, auf sein Interesse und seine Fähigkeiten im noch völlig unbekanntem Griechisch schließen zu wollen. Denn was auch immer dieses an sprachlicher Schwierigkeit mehr bietet, so übertrifft es andererseits das Lateinische so sehr an teilnahmewekender Schönheit der Form und des Inhalts, daß in den allermeisten Fällen schon der Obertercianer hundertmal lieber seinen Xenophon als seinen Cäsar, geschweige denn der Sekundaner seinen Homer lieber als den Vergil und der Primaner seinen Plato lieber als den Cicero liest. Es ist zuverlässig wahr, daß von Anfang an ein weit höheres Interesse für das Griechische vorhanden ist als für das Lateinische, und eben dadurch macht sich die größere Schwierigkeit jener Sprache weniger fühlbar, nicht selten sogar in dem Maße, daß ein andauernd schlechter oder mittelmäßiger Lateiner ein guter Grieche ist. Daher scheint es äußerst mißlich, von der Lust und Liebe, ja auch von der Fähigkeit, mit welcher ein Quartaner das Lateinische aufnimmt, auf seine Anlagen und sein Interesse für den sprachlich gelehrten Unterricht überhaupt schließen zu wollen. Auch wer nur geringe Leistungen im Landschaftsmalen zuerst aufweist, kann deshalb doch ein vortrefflicher Schlachtenmaler werden. Wie soll man die Anlage, das Geschick jemandes zu etwas beurteilen können, ohne ihm Gelegenheit zu geben, sich auf dem betreffenden Felde wenigstens zu versuchen? Aus diesen Betrachtungen scheint es mir verfehlt, das Griechische wie das Englische gleichmäßig mit Tertia zu beginnen, ich halte es für zweckmäßiger, das Griechische wieder nach Quarta zu verlegen. Dies empfiehlt sich auch noch rein praktisch. Durch die Verlegung des Griechischen wurde derselbe Unterrichtsstoff von drei Jahren auf zwei zusammengedrängt und dadurch gerade Tertia zur schwersten Klasse des ganzen Schullebens gestempelt. Was trifft hier nicht nunmehr alles zusammen: die völlig neuen Fächer des Griechischen, der Algebra, der Mathematik, des beginnenden deutschen Aufsatzes! Es ist nicht mehr wie billig, daß man diese Klasse entlaste; denn gerade hier beginnen die Klagen der Überbürdung des jungen Geistes, und gerade hier haben sie in der That die größte Berechtigung.

Aber alle solche Umgestaltungen des Gymnasialunterrichts, solange sie an der bisherigen Lehrmethode der alten Sprachen festhalten, werden nur von dürftigster Wirkung sein, und wie sehr man derselben satt ist, beweist die Strömung, welche in der Neuzeit so stark gegen den klassischen Unterricht überhaupt

löschießt. Hat doch erst ganz leztthin das bayrische Ministerium den Angriff zurückgeschlagen, der auf Abschaffung des Griechischen ausging! Und dennoch, welche Lust und Freudigkeit für die alten Sprachen würde bald da herrschen, wo jetzt nur Verständnißlosigkeit, Dummheit und Ueberdruß gähnen, wenn man sich entschließen könnte, die Wurzel alles Übels mit fester Hand auszureißen! Diese Wurzel alles Übels aber sehen wir in der ertötenden Einseitigkeit, mit welcher die paradigmatische Grammatik der alten Sprachen dem Schüler vom zartesten Alter eingedrillt wird, und das durchgreifendste Mittel, derselben zu begegnen, erblicken wir in der gänzlichen Abschaffung der schriftlichen und auch mündlichen Übungen jeder Art, der Exercitien, Extemporalien, Aufsätze im Lateinischen und Griechischen.

Untersuchen wir einmal näher, welchem Zwecke dieselben dienen, und was wirklich mit ihnen erreicht wird. Es wird hier vor allem nötig sein, das Lateinische ins Auge zu fassen; denn wenn dessen Stellung auch nur ernstlich erschüttert wird, fällt schon das Griechische. Aufgabe des Gymnasiums in erster Linie ist es, das klassische Altertum sprachlich und literarisch, wie es schrieb und wie es dachte, ins Bewußtsein zu prägen. Nun aber lernt ein jeder, namentlich aber der Schüler, der noch mehr instinktiv summarisch auffaßt, als mit wissenschaftlichem Verstande sondernd aufbaut, den Geist einer fremden Sprache am raschesten aus möglichst umfassender und dabei eindringender, analysierender Lektüre kennen, und während ihm die grammatische Eigenart derselben oft noch nach jahrelanger Beschäftigung unverstanden bleiben kann, gewinnt er aus der Lektüre schon im Beginne bald den Eindruck des fremden Geistes. Schon daraus erhellt, daß zum mindesten eine paradigmatische Erlernung der Grammatik nur Wert für die Möglichkeit der Lektüre besitzt, und daß diese unter allen Umständen den Ausschlag geben muß. Aber offenbar muß die Grammatik Wert an sich besitzen, sie soll dem Schüler das Verständnis für die organische Form der Sprache erzeugen. Dies ist aber nicht anders möglich, als indem auch die Elemente der Sprache, die Vokale, die Konsonanten, die Gesetze für die Möglichkeit ihrer Gruppierung und die übrigen allgemein gültigen Formbildungsgeetze ihm dargethan werden. So ergibt sich schon für die Schule eine zwiefache, zeitlich aufeinanderfolgende Betrachtung und Erlernung der Grammatik, die paradigmatische oder empirische als notwendige Grundlage für die Lektüre und später eine theoretische, welche das Verständnis des formalen Baues der Sprache herbeiführen soll.

Diesen beiden Forderungen aber entspricht die Unterrichtsmethode auf unseren Gymnasien nicht im mindesten. Denn von einer Theorie der Grammatik ist weder im Lateinischen noch im Griechischen von Sexta bis Prima außer einigen schwachen, gelegentlichen und deshalb stets fremd anmutenden Ansätzen in letzter Klasse keine Spur vorhanden. Die Grammatik ist trotz aller Mühe aus ihrem Aschenbrödelbausein noch nicht heraus. Wohl, wir wollen ihr Prinz sein! Wozu sollen nun die schriftlichen und mündlichen Übungen jeder Art dienen? Sie bezwecken einerseits Festigung in der paradigmatischen Grammatik (wozu im weiteren Sinne auch Kasus- und Moduslehre gehört), andererseits praktische Bethätigung des bisher gewonnenen Sprachgefühles. Für das Lateinische aber geht die Absicht noch weiter: hier soll nämlich geradezu eine gewisse Fertigkeit und Sicherheit im schriftlichen Gebrauche der Sprache erzielt werden. Diese erfährt dann auf der Universität möglichste Vervollkommnung, wobei noch Übung im mündlichen Sprechen hinzutritt. Was für eine Berechtigung aber hat in unseren Tagen noch diese Praxis des Lateinischen? Nicht die mindeste mehr! Die alten Sprachen sind im vollsten Sinne des Wortes tote Sprachen, und selbst das Lebenslicht des Lateinischen, welches mit so unsäglicher Mühe und mit so jämmerlichem Erfolge künstlich genährt wird, ist für den, der nicht mehr einem knöchernen Gelehrten-Pedantismus angehört, schon längst in praxi ausgeblasen. Ein jeder weiß, daß das Lateinische heute freiwillig kaum noch von einem

Gelehrten, und zwar fast nur von einem klassisch Gelehrten gelegentlich geschrieben wird; nur noch in den Muß-Arbeiten der klassisch-philologischen Kandidaten und Doktoranden freiset es ein trauriges Dasein, und das in den klassischen Universitäts-Seminarien gesprochene, geschweige denn das berühmte Ober-Primaner-Latein von Schülern und Lehrern schmeckt bekanntlich nach der Küche, in der es gekaut wurde. Wir leben heute doch nicht mehr im Mittelalter und zur Reformationszeit, in denen das Latein die berechtigte Gelehrtenprache war; in dieser Beziehung herrscht heute unter den Gelehrten die vollkommenste babylonische Sprachverwirrung, ein jeder schreibt und spricht in seiner Zunge, und so sehr auch wiederum eine Gelehrtenprache sich empfehlen würde, so beweist doch die jetzige überaus sporadische Verwendung des Lateinischen, daß dieses seine Rolle ausgespielt hat. Fort daher mit den kümmerlichen Broden einer uralten, schon verdauten Mahlzeit, sie widerstehen gänzlich dem heutigen Geschmack, und es ist hohe Zeit, daß einmal wieder reiner Tisch gemacht wird, damit eine neue, allgemein zugängende Nahrung aufgetragen werde!

Betrachten wir aber die Übung in den alten Sprachen ohne diese praktische Verwendung, die ja doch nur für das Lateinische und selbst hier in einem täglich geringeren Maße besteht, was leisten die Exercitien, Extemporalien, Aufsätze im Verhältnis zum angestrebten Ziel und im Rahmen der Schule? Was die Befestigung in der Formen- und rein grammatischen Satzbildung betrifft, so ist ohne weiteres klar, daß dieselbe Zeit, auf rein theoretische, öftere Wiederholungen der Paradigmata und Regeln verwendet, zumal wenn gelegentlich der Lektüre auf geeignete Beispiele immer wieder hingewiesen wird, eine ganz andere Sicherheit der Kenntnisse auf diesem Gebiete zuwege bringt. Zudem steht es jedem fest, daß man ganz gründlich in der paradigmatischen Grammatik beschlagen sein kann und dennoch nur sehr fragwürdige schriftliche und mündliche Arbeiten liefert, und daß umgekehrt gute Extemporalien keineswegs durchaus zuverlässige Kriterien der grammatischen Sicherheit gewähren. Extemporalien werden vielmehr überall und immer nur beweisen können, mit welcher größeren oder geringeren Schnelligkeit verschiedene jugendliche Geister dieselben Kenntnisse an die geforderte Stelle zu setzen vermögen, niemals aber genügend, wie sich diese Kenntnisse bei den verschiedenen verhalten, wenn man diese sonst nicht persönlich kennt. Die Exercitien aber liefern bekanntlich einen noch viel weniger zuverlässigen Anhaltspunkt für die Beurteilung des jeweiligen Standpunktes des angeeigneten Wissens, da bei ihnen auch der sonst selbständigste Schüler sich mit allen möglichen Faktoren, vorgekehrten Angehörigen oder Freunden oder einem Privatlehrer oder gar seinen gesamten Mitschülern zur Überzeugung und Kritik verbündet. Exercitien sind daher nur von Wert, wo bestimmte neue, soeben durchgenommene oder wiederholte Regeln eingeübt werden sollen und nur als Vorläufer eines gleichartigen Extemporales, so z. B. in den neueren Sprachen. Vom Standpunkt der Übung in der Befestigung der Formenlehre und der Syntax haben also Exercitien und Extemporalien in jeder Sprache nur einen äußerst fraglichen Wert und stehen weit hinter jeder mündlichen Übung im Übersetzen zurück, weil es hier möglich ist, die Treffsicherheit des Schülers sofort und deutlich zu erkennen und vorkommende Fehler, die allen zu Gehör kommen, sogleich zu besprechen und zu berichtigen. Da nun erfahrungsmäßig in einer Stunde weit mehr mündlich übersetzt wird als schriftlich, und erst recht dies der Fall ist in den zwei Stunden, welche das Schreiben und die Durchführung der Extemporalien gewöhnlich in Anspruch nimmt, so leuchtet ein, wieviel größer der Gewinn des mündlichen Übersetzens ist. Selbst der nicht in Abrede zu stellende Vorteil des Extemporales, daß jeder Schüler gezwungen ist, das ganze Übungsstück zu übersetzen, während bei der mündlichen Übung nur wenige einen Satz erhalten, ist nicht allzu einseitig zu betonen. Denn es ist leicht möglich, nachdem ein Satz von einem schlechteren Schüler übersetzt und gereinigt war, ihn von einem besseren wiederholen und so in geeigneter Weise möglichst

viele an der Arbeit sich beteiligen zu lassen. Außerdem sind ja doch auch die gerade nicht mit der lauten Übersetzung des betreffenden Satzes beauftragten Schüler nicht unthätig, indem ein jeder für sich mitübersezt und so im Verlaufe das ganze vorgenommene Stück. Es ist jedenfalls auch in den neueren Sprachen äußerst wünschenswert, die Zahl der schriftlichen Übungen auf das geringste zulässige Maß zu beschränken und dafür die Zahl der mündlichen thuntlichst zu erhöhen. Ferner ergibt sich, daß man wohl daran thut, den Beginn des Extemporaleschreibens zu Anfang einer neuen Sprache möglichst hinauszuzögern, bis durch mündliche Übung allgemein eine gewisse Sicherheit in der Anwendung der Formen erzielt ist.

Doch wenden wir uns zum Lateinischen und Griechischen zurück, um nimmehr den wichtigeren Einwand gegen die Beseitigung der schriftlichen Übungen hier zu prüfen, daß nämlich diese durch praktische Bethätigung das Gefühl der Fremdartigkeit und Eigentümlichkeit der alten Sprache gegenüber der Muttersprache fördern sollten, und daß die strengere Logik des Lateinischen und Griechischen das Denken des Schülers schärfer mache. Bezüglich der letzteren, so oft einseitig hervorgetriebenen Behauptung von der strengeren Logik der alten Sprachen und der Schulung des Denkens durch sie ist zu bemerken, daß diese vereinzelt Logik einzelner Formen und Satzverknüpfungen völlig belanglos und unwesentlich für das moderne und eigentliche Denken ist, ja daß jene uns heute mehr als Zwang, denn als etwas aus Unklarheit Befreiendes erscheinen. Noch niemand hat sich auf Grund des lateinischen eum temporale oder griechischen *εἰς* veranlaßt gesehen, dafür entsprechend im Deutschen „wann“ zu gebrauchen und z. B. zu schreiben „wann er angekommen sein wird“ statt des weniger strengen aber üblichen und verständlichen „wenn er ankommt;“ er wußte, daß er damit nur einen steifen Satz erzielt hätte, und selbst die größten Philosophen haben den deutschen Satzbau, wie er jedem geläufig ist, für logisch und bestimmt genug gehalten, ihre tiefdringendsten Gedanken durch ihn auszudrücken. Und andererseits hat die behauptete strengere Logik namentlich des Lateinischen bekanntlich den Klassiker dieser Sprache, Cicero, nicht verhindert, oft das Unlogische von der Welt zu schreiben. Auch der größte Gelehrte in den alten Sprachen hat nie durch die strengere Logik derselben ein auch nur im geringsten schärferes Denken erhalten; wer nicht von Natur mit der nötigen Verstandesschärfe begabt wurde, ist auch als Professor ein Esel geblieben. Und zudem dürfte es wirklich nicht schwer sein, denjenigen Auffassungen der alten Sprachen, in denen abweichend vom Deutschen etwas pedantischer logische Form herrscht, ebenso viele aus unserer Sprache entgegenzusetzen. Endlich sagt man bekanntlich auch den neueren Sprachen, besonders dem Französischen und Englischen, strengere Logik der Formen und einzelner Satzverknüpfungen nach, deshalb also können uns die alten Sprachen wenig ihnen allein Eigentümliches bieten. Von dieser Seite betrachtet hat überhaupt die Beschäftigung mit einer fremden Sprache, also auch die mit dem Lateinischen und Griechischen, kaum den geringsten nennenswürdigen Wert, wie ja auch die vollendetste und eingehendste Kenntnis der logischen Gesetze auch die durchdringendsten Denker z. B. der Philosophie, Aristoteles, Kant, Fichte, Hegel nicht vor öfteren Denkfehlern geschützt hat.

Ein anderes ist es jedoch, wenn man behauptet, daß die schriftliche Übung in einer Sprache ein Mittel sei, das fremde Sprachbewußtsein zu stärken durch praktische Bethätigung einer theoretischen mehr oder minder klaren Einsicht. Allerdings tragen auch schriftliche Übungen, Extemporalien und Exercitien, dazu bei, aber nicht weil sie niedergeschrieben werden, sondern weil übersezt wird. Daraus aber folgt, daß je mehr übersezt wird, desto kräftiger wird das Sprachgefühl; von dieser Seite sind also gleichfalls jene schriftlichen Übungen unnötig, sie sind nur mehr oder weniger orthographisch wichtig, im Lateinischen auch hier am wenigsten. Diktate würden denselben Erfolg haben können. Am meisten verdienten dabei noch die Aufsätze in fremden Sprachen verteidigt zu werden. Denn hier

hat der Schüler die Möglichkeit, sich von fast jedem stofflichen Zwange frei so auszudrücken, wie ihm sein Gefühl für die fremde Sprache an die Hand giebt. Verhält sich dies aber so, so ist nicht zu verstehen, warum nicht auch griechische Aufsätze wie lateinische, französische, englische eingerichtet sind. (Schluß folgt.)

Das neue soziale Drama.

(Familie Selide.)

Von

Gustav Landauer.

Es ist meines Erachtens ein höchst erfreuliches Zeichen, daß das literarische Interesse sich in den letzten Jahren mächtig gehoben hat. Freilich sind wir mit der Fixigkeit, die nun einmal unserer Zeit eigen ist, auch auf diesem Gebiete sehr rasch schon unglücklich nervös und verbittert geworden. Nur das hat es ermöglicht, daß in kürzester Frist Schulen und Sippen aus dem Boden schossen — von regelrechtem Wachstum kann kaum die Rede sein, — die sich gegenseitig heftig bekämpfen. Aber trotz aller Auswüchse wird schließlich auch dieses Auseinanderprallen der Meinungen und Stimmungen nur von gutem sein. — Werden diese Streitigkeiten erörtert, so schwirren vor den Ohren des Lesers sofort Wörter wie Idealismus, Realismus, Naturalismus, Zola, Zote, Unsitlichkeit u. s. w. Der Umstand, daß man diese selben Sachen immer und immer wieder aufgetischt bekommt, legt einem unbefangenen Beurteiler schon die Ansicht nahe, daß es sich vermutlich der Hauptsache nach um etwas anderes handeln muß.

Der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus, wie er vor allem im Drama sich ausgebildet hat, beruht auf einem höchst bemerkenswerten Unterschied in der dramatischen Technik, im Aufbau des Stückes, in der Führung des Dialogs und in der Kunst zu motivieren und charakterisieren. Typisch ausgeprägt ist dieser Gegensatz etwa in Schiller und Ibsen. Aber fällt es denn einem unter zwölf Litteraten, die Ibsen bekämpfen, ein, sich um diesen Gegensatz zu kümmern und Ibsen wegen des unzweifelhaften Fortschrittes, den er in dieser Hinsicht gemacht hat, anzugreifen? Trotzdem aber ist fortwährend von Idealismus und Realismus die Rede, besonders eben, und das ist das Schlimmste, weil das Wort Idealismus in einer ganz anderen Bedeutung auf die Gefinnung geht, und man nun, wenn man „Nicht-Idealist“ genannt wird, nichts besonders Schmeichelhaftes empfängt.

Dann spielen in neuester Zeit Schlagwörter wie „schön, häßlich, roh, abstoßend, ekelregend, naturalistisch, unsittlich“ eine große Rolle. Wer behauptet, der Gegenstand, der einen ästhetischen Eindruck hervorbringt, sei immer und notwendig schön, der erweitert entweder in ungehöriger Weise den Begriff des Schönen oder verengert den des Ästhetischen. Schiller allerdings in seiner unmaßnahmlischen Konsequenz verhehlte nicht, daß ihm die Bilder der Holländer mißfielen, eben weil sie nicht schön sind. Wir aber entziehen uns dem ästhetischen Eindruck der Werke Ostades und ähnlicher Meister nicht, obwohl wir ruhig zugeben: schön sind sie nicht. Nun hat man wohl versucht, neben dem Schönen das „Charakteristische“ ins Gebiet der Ästhetik zu schmuggeln. Das ist aber ein gewaltiger Fehler, denn damit erklärt man das Schöne für das Nicht-Charakteristische, was falsch ist. Dieses nicht-charakteristische „Schöne“, das allerdings existiert, möchte ich nach dem Vorbild von süßlich und ähnlichen Worten mit dem Namen des Schönlischen belegen. Im übrigen aber wird das Schöne immer auch gleichzeitig charakteristisch sein. Was ist denn nun aber schön in der Bedeutung, in der es gewöhnlich verwandt wird? Aus objektiven Eigenschaften heraus wird sich kein absolut feststehender Begriff des Schönen aufstellen lassen; dagegen kann man

die Frage ins Subjektive hinüberspielen und ruhig sagen: schön ist, was gefällt. Damit sind wir dem Kerne aller jener oben aufgezählten phrasenhaften Redensarten schon ganz nahe gerückt. Einer meiner Freunde, der natürlich, wie unter Freunden üblich, über die wesentlichsten Punkte den meinigen entgegen-gesetzte Ansichten hat, sagte einmal: „Wer will solche Stücke ansehen? So wenig als es irgend einem Vergnügen machen kann, tagelang durch einen Sumpf zu waten oder stundenlang mit einem Idioten zu verkehren.“ Ein anderer bemerkte: „Ich will, daß mir ein Kunstwerk Lust und Wohlbehagen bereitet. Ich liebe den Geruch von Rosen, nicht von Zwiebeln.“ (Es ist bemerkenswert, daß die Gegner des Realismus in ihren eigenen Äußerungen recht „realistisch“ zu sein pflegen.) Das sind die Anschauungen, die heutzutage in den weitesten Kreisen herrschen. Daß bei solchen Ansichten z. B. die Bewunderung Shakespeares nur gebehelt oder anerzogen sein kann, abgesehen von den gerade veralteten Stellen bei Shakespeare, nämlich der manchmal entsetzlich überladenen und barocken Sprache seiner Verse, ist klar. — So sehen wir, daß in all diesen Streitigkeiten, obwohl scheinbar immer fast nur über formelle und ästhetische Fragen gesprochen wird, es sich meist um etwas ganz anderes handelt, nämlich um das Stoffliche. In der That sind es die Stoffe, welche die neue Richtung mit Vorliebe behandelt, die den Stein des Anstoßes bilden. Handwerker, Kaufleute und Gelehrte, die tagsüber hart gearbeitet haben, wollen abends im Theater oder bei ihrer Lektüre oder Sonntags in der Gemäldegalerie sich erholen: sie suchen das Schöne und Angenehme. Politiker, die sich endlich, dem Drange der Zeit folgend, dazu verstanden haben, sich mit sozialen Fragen zu beschäftigen, wollen wenigstens im Theater ihre Ruhe haben. Ja, man könnte geradezu zwischen den literarischen und politischen Parteien eine Parallele ziehen; doch mag das hier unterbleiben. Soviel ist sicher, daß fast allenthalben die ernsteste Behandlung sozialer Probleme im Rahmen des Kunstwerks es ist, die verwünscht und verletzert wird, und man kann sich ziemlich darauf verlassen, daß, wenn Leute, die sonst von gräßlichen Unsitlichkeiten durchaus nicht unangenehm berührt werden, nun plötzlich den Mund weit aufstun und von Unsitlichkeit reden, es sich nach der Ansicht dieser nicht um Unsitliches, sondern um Übersittliches, um allzu ernste und „über-spannte“ Forderungen, um allzu tiefen Einblick in Abgründe, die man gerne verdeckt hätte, die man wenigstens höchstens in umständlichen statistischen Berichten studieren, aber nicht in anschaulichen und packenden Bildern vor Augen sehen will, handelt. Wer aber der Ansicht ist, daß es nicht der wahre Zweck des Kunstwerkes sein kann, dem Menschen eine Erholung von den Lasten des Tages zu gewähren, wer ihn vielmehr darin erblickt, daß wir über unsere eigenen egoistischen Bestrebungen und Regungen erhoben werden, gleichgültig ob durch das Betrachten der Mutter Natur oder das Anhören eines Tonwerkes oder das Ansehen einer Tragödie, wer dabei auch des Goetheschen Wortes gedenkt: Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil, der wird auch an die modernen sozialen Dramen anders herantreten. Denn ich bezweifle nicht, daß es in der That die Aufgabe des modernen und zukünftigen Dramas ist, die Traditionen der Lessingschen „Emilia Galotti“ und der Schillerschen „Luise Millerin“ wieder aufzunehmen, natürlich unter Benützung aller der Erfahrungen, die seitdem gemacht worden sind, besonders seitens der deutschen und französischen Romantiker, der russischen und norwegischen Litteratur, um dann auch an die großen Stoffe heranzutreten, die Schiller in ganz anderer Weise in seinen Zambentragödien behandelt hat. — Unter diesem Gesichtspunkte wird es uns möglich sein, auch das neue soziale Drama von Arno Holz und Johannes Schlaf, „Die Familie Selide“* mit Ruhe und ohne Voreingenommenheit zu würdigen.

Die Handlung ist von neuer oder besser gesagt Ibsenscher

* Arno Holz Johannes Schlaf. Die Familie Selide. Drama in drei Aufzügen. (Berlin 1890. Verlag von Wilhelm Inheld (Gustav Schuber).

Schlichtheit. Daraus ergibt sich schon, daß sie nicht leicht zu erzählen ist. Die drei Akte spielen in einer kurzen Spanne Zeit, nämlich vom Weihnachtsabend bis zum nächsten Morgen. Die Abendglocken läuten das Stück ein, mit den Morgenglocken klingt es aus. Damit ist auch schon das Kolorit der Handlung gekennzeichnet: Nacht. Der Buchhalter Selide — ein leichtsinniger, dem Trunke ergebener, eingebildeter Mensch, der es zu nichts bringt; die Frau — launenhaft, nervös, zänkisch; der älteste Sohn — ein gutmütiger Faulenzer und Geck; der zwölfsjährige zweite Sohn — ein munterer, unartiger Junge; das achtsjährige Mädchen — krank, dem Sterben nahe. Eine traurige Ehe, ein dumpfes Familienleben. Die einzige Lichterscheinung, der noch das Streben nach Besserem inneohnt: Toni, die zwieundzwanzigjährige Tochter. Sie wird geliebt von dem Studenten, der bei Selides wohnt, dem Theologen Gustav Wendt, der nach bestandenen Examen zum Dorfpfarrer gemacht worden ist und am ersten Feiertage abreisen will. Toni, die seine Liebe erwidert, ist bereit, ihn zu heiraten und ihm zu folgen. Dies der Zustand bei Beginn der Handlung. Und am Schluß: das frange Mädchen ist gestorben, die Ehe bleibt so dumpf wie sie war, Wendt bringt es nicht über sich, nun Toni ihren Eltern zu entreißen, sie bleibt freiwillig in der erstickenen Atmosphäre, Wendt geht mit dem Worte: Ich komme wieder.

Es giebt Stoffe, die nicht zu verderben sind; es giebt solche, aus denen nie etwas Gutes zu machen ist, und andere können außerordentlich schlecht und außerordentlich gut behandelt werden. Zu der letzteren Gattung gehört diese moderne Idylle, wie ich das Drama nennen möchte. Holz-Schlaf hat sie gut behandelt; es sei kurz gesagt. Das ganze Stück ist durchweht von erfreulicher, rührender Einfachheit; kein einziger Coulißeffekt, nichts von den üblichen Kunstmittelchen und Eselsbrücken, kein Theatercoup. Die Komposition ist tadellos: am Ende des ersten Aktes steht schon alles auf des Meßers Schneide, der zweite bringt die Katastrophe, der letzte die sanft ausklingende Lösung. Die Charaktere stehen klar da, besonders hervorzuheben ist das selbständig erfaßte unselige Ehepaar Selide; hingegen ist Toni sichtlich eine städtische Verwandte der reizenden Schlesierin Helene Krause aus Hauptmanns bekanntem Stück; und der Gegenpart, in dem sie zu ihrer Umgebung steht, ihre Reinheit, verhältnismäßige Bildung und Aufopferungsfähigkeit ist bei Hauptmann besser motiviert als hier. Die Sprache endlich, in der diese Menschen reden, ist nicht edel, nicht rhetorisch, nicht poetisch, auch nicht im mindesten korrekt, auch nicht immer anständig; aber hätte sie auch nur im geringsten eine dieser Eigenschaften, so wäre sie zu tadeln.

Man hat schon begonnen, ein großes Wesen daraus zu machen, daß der Autor an einigen Stellen des Dramas den Schauspielern vorschreibt, sich zu schneuzen. Wenn es aber in einem beliebigen Familienblattromane hieße: „... Er war sehr gerührt; fast traten ihm die Thränen in die Augen; mehrmals benutzte er in seiner Verlegenheit das Taschentuch, um seine Nührung zu verbergen...“ wer fände denn daran etwas? Dramatisiert aber wird dieser ganze Satz nur eine Anweisung für den Schauspieler: „Schneuzt sich.“ Beim Lesen mag das freilich manchen stören, aber er sollte immer bedenken, daß das Drama durch Anschauung wirkt und nicht durch sprachliche Darstellung. Möchte doch Shakespeare seinen Othello erst heute schreiben; wie würde man zeteren über ein Stück, in dem ein Taschentuch (es ist freilich ein seidenes) eine ausschlaggebende Rolle spielt! — Dieses Schneuzen ist mir viel lieber, als wenn der Verfasser den alten Koppelte hätte „beiseite“ sprechen lassen: „Ich bin so gerührt.“ Es giebt freilich Dramatiker, die meinen, sie müßten das, was sie im Roman selbst berichten würden, im Drama irgend einer Person in den Mund legen; damit aber entziehen sie sich eine Fülle der gewaltigsten Wirkungen. Um wieviel mächtiger wirkt doch die bloße schlichte Handlung, als wenn immer wieder der Dichter hinter seinen Gestalten hervorschaut, indem er ihnen blumige, poetische Neben

und Bilder in den Mund legt, indem er sich versagt, sie in den entscheidenden Momenten schweigen oder stammeln zu lassen, und sie dafür zwingt, schöne Reden und Monologe zu deklamieren!

Nun aber kommt ein gewichtiger Einwand, von dem ich fürchte, daß er nicht zu beseitigen ist. Das Drama soll natürlich kein Lesedrama sein, es ist für die Bühne geschrieben. Aber eine Klippe ist da, an der es aller Wahrscheinlichkeit nach scheitern wird: das kleine Linchen. Das achtjährige Kind liegt während der beiden ersten Akte krank im Bett; im zweiten stirbt es, und zwar in einer Weise, die vermutlich eher romantisch als realistisch genannt werden darf; denn die vielen Gedankenstriche machen die Scene noch nicht realistisch. Nun läßt der Verfasser allerdings an das Kopfende des Bettes einen Wandschirm stellen, so daß niemand im Bett zu liegen braucht und eine Schauspielerin, die etwas älter als acht Jahre sein wird, die Rolle Linchens hinter den Coullissen durchführen kann. Damit ist freilich eine Schwierigkeit beseitigt, aber eine andere gegeben. Nehmen wir an, es sei eine vollendete Schauspielerin, die die Rolle glänzend durchführt; nehmen wir ferner ein durchaus gebildetes Publikum an. Dieses Publikum merkt natürlich sofort, was los ist, auch wenn nicht auf dem Theaterzettel steht: Das achtjährige Linchen . . . Fräulein K. Abgesehen von den schlechten Witz, die nun während der Zwischenpausen gerissen werden — auch während der Aufführung wird das Publikum die Illusion nicht lange bewahren können; und je vortrefflicher Fräulein K. die kindliche Stimme und das kindliche Wesen nachahmt, um so mehr wird sich das Publikum freuen über diese virtuose Leistung, und an einem bestimmten Punkte wird es anfangen, dem Dichter in seine rührendste Stelle hineinzulachen und hineinzulatschen. Dies Lachen aber wäre schlimmer als ein Durchfall, dies Klatschen ärger als Zischen. Möglich, daß ich mich irre, möglich, daß das zarte, rührende Stimmchen ein deutsches Publikum zwei Akte hindurch gespannt erhält; aber ich fürchte das Gegenteil.* Dann aber wäre den Verfassern der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie aus der reichen Fülle von modernen Stoffen, die sich darbieten, gerade einen solchen wählten, der sich nicht zur Ausführung eignet. Denn Buchdramen haben wir mehr als genug.

Aber auch abgesehen davon und zugegeben, daß vielleicht die aus dem Hintergrund dringende Stimme des unsichtbaren Kindes nur noch ergreifender wirkt, so bleiben dem Stück doch noch andere Eigenschaften, die es zu einem recht undramatischen Stempel. Obwohl das moderne Drama in Deutschland kaum erst in den Windeln liegt, muß doch schon jetzt vor einem falschen Wege gewarnt werden. War in den Stücken der Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts allzuviel äußeres Leben, so bieten uns die modernen manchmal zu viel Innerlichkeit. Das Bestrickende an Ibsen, das uns, wenn wir seine Stücke studieren, kaum mehr loslassen will, ist der Aufbau des Dramas: ein ganzes Leben oder gar mehrere Generationen setzt er voraus, und die Aufgabe des Stückes besteht nur darin, das Facit dieser langen Zeit zu ziehen. Diese Kompositionsweise, wie Vergangenes allmählich wieder lebendig wird und gespensterhaft in die Gegenwart hineinragt, diese Oedipus-Technik ermöglicht es Ibsen, uns einen Einblick in das ganze seelische Leben, in die ganze geistige Entwicklung seiner Personen zu geben, um nun die so von weitem her vorbereitete Schlußkatastrophe vor unseren Augen geschehen zu lassen. Viel äußeres Leben verlegt Ibsen so geflissentlich in die Vergangenheit: die Urkundenfälschung in der Nora, viel dunkle und heimliche Vorgänge in Rosmersholm, die abenteuerliche Verlobung am Meeresgestade in der Frau vom Meer und so fort. Aber es ist immerhin äußeres Leben, wenn auch absichtlich nebelhaft und verschleiert. Und sind auch die Katastrophen bei Ibsen ungewöhnlich und modern, es sind doch wahre Katastrophen: Nora verläßt ihren Mann, Rosmer und Rebekka

gehen ins Wasser, Hedwig Ekdal erschießt sich und so weiter. So ist Ibsen die psychologische Vertiefung der Charaktere voll auf gelungen, ohne daß seine Stücke doch die dramatische Wirkung verloren hätten.

Wie aber steht es mit der „Familie Selicke“ in dieser Hinsicht? Auch unser Dichter setzt ein ganzes langes Leben voraus, aber keines mit irgend welchen gewaltsamen Ereignissen, es haspelt sich in längst verfloffenen Jahren gerade so ab wie in der Gegenwart und in der Zukunft. Denn es ist auch keine abschließende Katastrophe da, der Tod Linchens ist nur eine Episode, die die Eltern nicht hindert, nach kurzer Frist in ihrem unseligen Hader weiter zu leben, und die das Liebespaar Wendt und Toni nicht abhalten wird, nach längerer Zeit sich zu heiraten. Da muß denn doch gesagt werden, daß die Schilderung eines langen, gleichmäßigen Lebens mit mehr oder weniger bedeutenden, aber nie durchschlagenden Zwischenfällen nicht ins Gebiet des Dramas gehört. Der Verfasser hat es verstanden, unser Interesse zu erregen und festzuhalten durch seine vorzügliche Charakterisierung und durch die intimen Wirkungen seiner Kunst; aber es sollte nie vergessen werden, daß äußeres Leben und äußere Konflikte das Gebiet des Dramas sind. Daß wir dann dabei in ungekünstelter Weise einen tiefen Einblick in das innere Leben und seelische Konflikte erhalten, ist das Ziel, nach dem unsere größten Dramatiker immer gestrebt haben und streben werden. Ibsen hat es in seiner Weise erreicht, so äußeres und inneres Leben vor uns zu entrollen; den Verfassern der „Familie Selicke“ hat es noch nicht recht glücken wollen.

Und zum Schluß noch eine Bemerkung mehr allgemeiner Art. Da über Deutschland das größte nationale Unglück verhängt war und auch noch nach den Freiheitskriegen als ein dumpfer Geist, nennen wir ihn weniger bezeichnend als kurz und üblich den der Reaktion, über Deutschland brütete, da blühte das Familienstück und das Schicksalsdrama. Heute, wo Naturwissenschaft und Soziologie auch den Dichtern nicht mehr erlauben, achtlos an ihnen vorüberzugehen, verkörpern freilich nicht mehr die verhängnisvolle Gabel und der rostige Dolch das unbezwingliche Schicksal, sondern die durch Natur und Kultur bedingte Anlage des Menschen und seine Stellung im Leben. Aber eines haben diese modernen Stücke mit den alten gemeinsam: die dumpfe Zimmerluft. Ihnen, die man ihrer Technik halber mit Grund den Gemälden aus der Schule des plein air vergleicht, fehlt gerade nichts so sehr, als die frische Luft, die außerhalb der vier Wände weht, und das helle Licht des öffentlichen Lebens. Hier ist der Mann nur Gatte und Vater, als gäbe es draußen in der Welt nicht noch anderes und größeres. Nicht speziell dem vorliegenden Drama, der „Familie Selicke“, gilt dieser Vorwurf, es ist in seiner Art von vollständig einheitlicher Stimmung. Aber gegen diese Art wende ich mich; ich wünsche, daß unsere jungen Dichter von den engen Banden der Familie sich befreien; ich wünsche, daß sie auf die Straße gehen und in die volle Öffentlichkeit, daß, wenn denn doch einmal die Macht des Schicksals wirksam sein soll, nicht bloß „Familienkatastrophen“ uns gegeben werden, sondern daß auch die Macht eingreift, die nach einem bekannnten Ausspruch das moderne Schicksal ist, nämlich die Politik und die Gesellschaft. Denn immer wird unter den verhältnismäßig wenigen großen tragischen (oder auch wohl komischen) Stoffen der Konflikt einer ausgeprägten Individualität mit der Staatsgewalt, der Kampf der wenigen, die am weitesten voran sind, mit den maßgebenden Anschauungen der großen Menge einer der vorzüglichsten sein. Ich erinnere an die Antigone des Sophokles, an den Pfarrer von Kirchfeld Anzengrubers; ich erinnere aber auch wiederum und besonders eindringlich an Ibsen. Dieser Kampf spielt mit Ausnahme der Frau vom Meer in allen seinen modernen Dramen eine hervorragende Rolle; besonders bemerkenswert sind in dieser Hinsicht, hauptsächlich auch wegen des darin entfalteten, bei Ibsen sonst ganz ungewöhnlichen Humors, der „Bund der Jugend“ und der „Volksfeind.“ Sollten einige unklare Fäseleien, die in der

* Dieser Aufsatz war vor der Aufführung des Stückes auf der „Freien Bühne“ geschrieben. Die Redaktion.

„Familie Selick“ dem Theologen Wendt in den Mund gelegt sind, eine Nachahmung dieses Kampfes gegen die „Lebenslüge“ sein, so ist das als ein ganz mißlungener Versuch zu bezeichnen. Ich wünsche, daß unsere deutsche Dichteryugend ihre Verzagttheit, ihre gedrückte Stimmung von sich wirft und sich ihrer Frische und Freiheit und Begeisterung wieder erinnert. Dann wird neben dem verzagten Klagen und dem ersten Anklagen auch ein helles Jauchzen wieder erlaubt sein. Mögen dann auch immerhin Jugendeheleien genug mit unterlaufen, sie sind uns lieber als feige Greisenhaftigkeit. Die Historiker können mit Recht die Familienstücke und Schicksalsdramen aus dem Beginn des Jahrhunderts hauptsächlich ihrer negativen Eigenschaften wegen als ein Zeichen der Zeit auffassen, der Zeit, die positiv gekennzeichnet wurde durch litterarische Trivialitäten, in deren lauem Gewässer Genz und Metternich so gerne badeten. Möge das moderne soziale Drama vor den Augen der Zukunft anders dastehen, als vor uns das Schicksalsdrama und Familienstück!

Eine Fabrik für Fortsetzungs-Romane.

von
F. W.

Die Vergleichung von Dichter und Seidenwurm ist nicht neu. Wie der Seidenwurm aus seiner eigenen Lebenskraft heraus den glänzenden Faden spinnet, der ihm Wohnung zugleich und Grab ist, so soll es auch heutzutage noch Dichter geben, welche einem thörichteren inneren Drange folgen, wenn sie der Welt, oder doch denen, die sie hören wollen, erzählen, was sich in ihnen zu Geschichten geformt hat. Diesen Dichtern stehen die klugen Verfasser von Feuilleton-Romanen wie große, leistungsfähige Spinnfabriken gegenüber. Da ist der Faden kein organisches Gebilde mehr. Fern her, aus Amerika, aus Indien und vom Nil wird das wohlfeile Material, das eine wärmere Sonne hat reifen lassen, herbeigeschleppt und dann stückweise in die Schlagmaschinen geworfen, welche die ungleichen Fasern so lange bearbeiten, bis eine gleichförmige, reinliche, dehnbare Masse daraus entsteht. Und nun haben sämtliche übrige Krempel, Räder und Walzen nichts anderes zu thun, als den fremden Stoff unaufhörlich zu zerrn, zu ziehen, zu strecken, bis aus den kleinen Fäden Baumwolle, unendliches Garn geworden, bis eine marktreife Ware von 4000, 6000, 12000 Druckzeilen — Meter Länge, wollte ich sagen, hergestellt ist. Die Maschinen sind so sumereich, der Betrieb ist so gewaltig, daß so eine richtige Spinnfabrik nicht nur Achtung, sondern selbst eine poetische Stimmung erzeugen kann; merkwürdigerweise bleibt dieselbe Wirkung aus, wo so eine Art Spinnfabrik gerade der Herstellung sogenannter poetischer Erzeugnisse geweiht ist.

Es wäre thöricht, sich gegen Thatsachen auflehnen zu wollen. Die allgemeine Entwicklung des Zeitungswesens hat das Verhältnis zwischen Schriftstellern und Lesern durchaus umgestaltet. Alle Welt liest; aber Bibliotheken sind heute verhältnismäßig nicht häufiger, als vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. In der Zeitung ist alles zu finden. Und diese Entwicklung der Dinge ist nicht einmal zu beklagen, weil erst durch sie geistige Kämpfe bis in die letzte Hütte getragen werden können.

Die Zeitung bringt alles, also auch Romane. Die meisten Romanschriftsteller veröffentlichen ihre Werke in Zeitungen und Zeitschriften, bevor sie einem Buchverleger die saubere Ausgabe in einem besonderen Umschlage überlassen; je größer das Honorar und je größer die Leserschaft der Zeitung war, desto ruhiger kann sich der Verfasser mit dem Umstande abfinden, wenn sein Roman in Buchform nur eine bescheidene Verbreitung findet. Der Zeitungsabdruck ist ein Glück für den Schriftsteller; aber der Feuilleton-Roman ist ein Unglück für die Schriftstellerei.

Der Feuilleton-Roman gehört in das Gebiet des Kunsthandwerks. Er ist aus dem Bedürfnis der Zeitungen entstanden, ihre Leser auch dann in Spannung zu erhalten, wenn die Tagesereignisse dieses nicht vermögen. Große Talente, von Eugen Sue bis auf die heutigen Verfasser von verschämten Kriminal-Romanen, haben in dieser Branche gearbeitet. Aber der talentvolle Dichter, wenn er sich den Anforderungen des Feuilletons auch noch so fügsam zeigt, ist vielen Redaktionen verdächtig; in seiner Unschuld könnte er ganze Fortsetzungen hinschreiben, in denen die Spannung nicht aufs neue gepeitscht wird. Die beliebtesten Namen des Feuilleton-Romanes sind darum Schriftsteller, welche überhaupt nicht dichten, sondern in berufstem Dienst des Fortsetzungs-Romanes ihr Garn spinnen. Wäre dadurch eine entschiedene Trennung zwischen Kunst und Handwerk hergestellt, so hätten wir uns nur darüber zu freuen; daß aber so manche Redaktion auch an den Künstler die Anforderungen des Fortsetzungs-Romanes stellt, und daß der und jener diesen Forderungen gegen seine bessere Natur zu genügen sucht, das hat schon vornehme Begabungen zu Grunde gerichtet.

Arbeitet schon der einzelne Fortsetzungs-Romancier wie eine Maschine, so wird der Vertrieb seiner Erzeugnisse ganz im Stil der Großindustrie behandelt. In Deutschland freilich sind solche Geschäftsunternehmungen noch schüchtern und lieben eine litterarische Ausdrucksweise. Vor mir aber liegt das Preisverzeichnis eines englischen Weltlaufes, das auch in Berlin seine Filiale hat, und hier kann der moderne Mensch lernen, welche Grundsätze den internationalen Markt des Feuilleton-Romanes beherrschen. Die große Preis-Tabelle enthält zwanzig englische Romane, deren Bezugsbedingungen sich je nach der Güte der Ware und nach ihrer Frische, d. h. nach dem frühern oder spätern Termine des Abdrucks, in neununddreißig verschiedene Stufen teilen. Mit seiner Selbstbeobachtung bemerkt der Prospekt, daß die angenommenen Wertklassen „allerdings dem innern, mehr durch individuelles Urteil zu bestimmenden Wert der Novitäten nicht immer völlig entsprechen.“ Die größten Blätter zahlen für die beste und frischeste Ware 27 Mark per Feuilleton, aber es giebt da auch alte, müffig gewordene Bestände, welche an kleine Konjumenten für 33 1/3 Pfennig abgegeben werden — 33 1/3 Pfennig für eine große Fortsetzung, nicht für die Zeile, das ist etwa 5 Mark für den Abdruck eines mittleren Romans, also etwa soviel, als der einzelne Leser für das gedruckte Buch zahlen würde.

Die Preistabelle enthält außer den geschäftlichen Angaben noch vier Rubriken litterarhistorischen Inhalts; diese Rubriken geben 1. eine Charakterisierung des Werkes, 2. die hauptsächlichsten Orte der Handlung, 3. die hauptsächlichsten Personen der Handlung und 4. besondere Bemerkungen. Die erste und die vierte Rubrik ist für uns besonders lehrreich. In der ersten kann es weiter nicht auffallen, daß der angebotene Roman in den meisten Fällen ein Werk ersten Ranges genannt wird; in angenehmer Abwechslung heißt es da, die betreffende Nummer sei eine Kriminalnovelle ersten Ranges, eine Meistererschöpfung, ein Kabinettstück, ein Meisterwerk, eine Originalarbeit, alles ersten Ranges. Venedigerswertes England! Erwähnung verdient, daß außer Übersetzungen auch Bearbeitungen angeboten werden, bei denen es etwa heißt: „Eine den englischen Stoff frei benutzende deutsche Originalarbeit ersten Ranges.“

Lehrreicher als diese allgemeinen Empfehlungen sind die besonderen Hinweise, welche die Lust des Redakteurs reizen sollen. Ziemlich regelmäßig wird versprochen, der Roman sei „stark sensationell.“ Selbstverständlich ist damit in erster Reihe eine überaus spannende Handlung gemeint. So heißt die Empfehlung einmal: „Stark sensationell, überraschend eigenartig, überaus originell und spannend. Ein junges Mädchen wird in wenigen Tagen zweimal Gattin, einmal Witwe. Sie findet ihre Strafe darin, daß die neue, von ihr so teuer erkaufte (?) Lebenslage ihr dieselben Widerwärtigkeiten bringt, denen sie sich entziehen wollte, — schließlich doch glückliche Lösung.“ Bei einem anderen Romane werden die

unerwarteten Wendungen gerühmt, welche die Spannung des Lesers bis zur atemlosen Erwartung steigern. „Lösung unmöglich vorher zu erraten.“

Was die englischen und deutschen Leser (die französische Litteratur ist darin seit jeher viel glücklicher daran) außer der brutalen Spannung verlangen, das ist pruder Sinnenfidel, d. h. starke Liebesgeschichten, im plattesten Gouvernantendeutsch vorgetragen. Diesem Erfordernis entspricht „die Charakterisierung des Werkes“ in ebenso jesuitischer wie wirksamer Weise, indem es tugendhafte Blätter vor dem Ankauf zu warnen scheint oder doch ihre Neugierde reizt. Von einem humoristischen Romane heißt es da: „Durchaus vornehm gehalten, frei von direkt bedenklichen Stellen.“ Und darunter von einer Kriminalnovelle: „Bedenkliches Problem, welches jedoch, ebenso wie die antikatholische Tendenz des Originals, in der Übertragung nach Kräften gemildert worden ist.“ Nach weissen Kräften wohl?

Das Tollste an geschäftlicher — Offenheit leistet die Preistabelle aber in der Anzeige eines Romanes von Ouida: „Bereinigt die glänzenden Vorzüge und die schlimmsten Mängel der berühmten Verfasserin... Pessimistische Lebensauffassung, erschreckender Mangel an sittlichem Ernst. Behandelt den Ehebruch als eine selbstverständliche Naturnotwendigkeit.“ In der letzten Rubrik der Tabelle heißt es bei dieser Nummer: „Nur für wenige Blätter geeignet. Wird nur auf besonderes Verlangen verhandelt.“

Damit ist aber der Höhepunkt noch nicht erreicht. Von einem andern Erzeugnis dieser Poesie heißt es: „Ein besonders für das Feuilleton gearbeitetes (so!) Meisterwerk ersten Ranges.“ Und von zwei neuen „nach englischen Quellen gearbeiteten deutschen Originalarbeiten“ steht weiter geschrieben: „Von vornherein für das kurze deutsche Zeitungsfeuilleton in Einzelabschnitten von je circa zweihundert Druckzeilen derart gearbeitet, daß etwas für die abschnittsweise Veröffentlichung gleich Vorzügliches bis jetzt kaum auf den deutschen Markt gekommen sein dürfte.“ Erinnert das nicht schon an die Züchter, welche je nach ihrem Ermessen auf Fleisch oder auf Milch mästen können?

Um den geehrten Redaktionen noch mehr entgegenzukommen, enthält der Prospekt noch eine wichtige Bestimmung. „Jedwede redaktionelle Änderung oder Umarbeitung steht im freien Belieben der teilnehmenden Zeitungen.“

Die ganze Sache hat natürlich ihre drollige Seite; aber jeder Redakteur, dem es um die Gesundheit oder Gesundheit des Volksgeistes ernst ist, sollte bei der Durchsicht dieses englischen Preiscurantes überlegen, ob diese von vornherein für das Feuilleton gearbeiteten Fortsetzungsromane mit ihren „nicht direkt bedenklichen Stellen“ nicht viel bedenklicher sind, als die Novellen deutscher Dichter, welche zwar nicht „sensationelle Meisterwerke ersten Ranges“ und nicht in Einzelabschnitten von je zweihundert Druckzeilen abgeteilt sind, dafür aber möglicherweise prude Leser direkt verletzen.

Kleine Kritik.

Es ist eine bekannte Thatsache der Volkswirtschaft, daß jede Währung allmählich an Wert verliert; und wie die Münzen an Kaufkraft einbüßen, so werden auch mit der Zeit die geprägten Formen der öffentlichen Anerkennung inhaltsloser. Das Hervorrufen der Theaterdichter z. B., welches im vorigen Jahrhundert ein Zeichen höchster und seltenster Begeisterung war, ist jetzt so wohlfeil geworden, daß man den Dichtersmann mitunter selbst nach einem offensibaren Mißerfolg vor den Vorhang treten sieht. Ist der Autor bei der ersten Aufführung im Theater anwesend, so wird er fast ohne Ausnahme nach jedem Akte seine Verbeugung machen dürfen. Und da trotz des eingerissenen Miß-

brauchs immer noch etwas wie Ehre mit dieser Verbeugung verbunden zu sein scheint und freundschaftliche Theaterkritiker ganz ernsthaft die Zahl der Hervorrufe zu registrieren pflegen, so sind Autoren und Theaterleiter einig in dem Bemühen, den Dichter so oft wie möglich erscheinen und verschwinden zu lassen. Der arme Arbeiter, der den Vorhang auf und nieder zu bewegen hat, muß ordentlich schwitzen, wenn das Publikum nur etwa eine Viertelminute ein bißchen klatscht und der Dichter während dieses kurzen Zeitraumes dreimal „dem stürmischen Verlangen der begeisterten Zuhörer“ Folge leisten soll. Wenn das Vortreten der Verfasser — von wirklich großen Erfolgen abgesehen — nicht noch mehr als bisher der Lächerlichkeit verfallen soll, so muß der alte Gebrauch geändert werden. Wir schlagen vor, daß der Verfasser vor Beginn des Stückes an den Souffleurkasten herantritt und sich von dort aus für jeden der kommenden Akte dreimal dankbar verbeuge. So hat er die erstrebenswerte Anzahl von Verbeugungen auch dann weg, wenn das Stück nicht zu Ende gespielt werden soll.

Im vorigen Jahre haben einige Berliner Theaterdirektoren plötzlich eingesehen, daß sie ihre Forderungen an den Beutel des Publikums überspannt hatten. Unter allerlei diplomatischen Redensarten wurden darauf die Preise der meisten Plätze heruntergesetzt, als ob ein Akt der Großmut ausgeübt worden wäre. Zwei Abgabeln bestehen aber immer noch, die trotz der geringfügigen Summen und trotz der alten Gewohnheit manchen Theaterbesucher zu einem Kampfe um sein Recht reizen können. **Rudolf Thering**, der mit schärfstem Juristenverstande und nebenbei auch mit Geist viele solche Fragen aus dem Alltagsleben entschieden hat, würde uns und vielen Gesinnungsgenossen einen Dienst erweisen, wenn er sich darüber aussprechen wollte, ob die Garderobengelder in den großstädtischen Theatern und ob die Einführung eines Aufgebotes irgendwelchen kaufmännischen, moralischen oder juristischen Grundfäden entspreche. Die Theaterbesitzer nehmen von demjenigen, der sein Billet schon am Tage vor der Vorstellung kauft und dem sie nach allgemeiner kaufmännischer Logik seinen Platz zum Danke für seine Eile eher wohlfeiler lassen müßten, ein Aufgeld oder Beistellgeld von fünfzig Pfennig. Der Sinn dieser Bestimmung ist einfach der, daß die Preise der Plätze bei Zugriffen — sonst giebt es ja wenig Vorausbestellungen — stillschweigend erhöht werden, so wie in einem Laden von milderer Vornehmheit die Ware sofort teurer ausbezogen wird, wenn der Käufer große Lust bezugt. Ganz so einfach liegt die Frage bei der kleinen Steuer des Garderobengeldes nicht. Selbstverständlich wird der Besucher für das Behängen und Wiederzureihen seines Überrocks gern eine kleine Entlohnung geben, wenn auch die festgesetzte Summe von zwanzig oder fünfundsanzig Pfennig in keinem Verhältnisse zu der Müheveraltung steht; denn so ein Diener nimmt, wenn er fünfzig Stücke abgenommen und nachher wieder zugereicht hat, für diese Arbeit von zehn bis zwanzig Minuten Zeitdauer mindestens zehn Mark ein und braucht zu der Ausübung seines Berufes nicht einmal eine Universität besucht zu haben. Das Natürliche wäre, daß das Theater für sein teures Eintrittsgeld die Garderobendiener bezahlte, so wie es Logenschleifer und einen Portier bezahlt. Anstatt dessen wird die Garderobe als eine Einnahmequelle behandelt, ebenfugot wie die Verpachtung des Restaurants, und der Garderobenpächter muß infolgedessen viel Geld einnehmen, um vorerst den Theaterbesitzer zu befriedigen. Vollends unhaltbar wird die juristische Sachlage dadurch, daß durch allerlei Vorschriften das Ablegen in der Garderobe (z. B. das der Damenhüte) erzwungen wird. Wir zweifeln nicht daran, daß ein Richter den Direktor verurteilen würde, die Kleidungsstücke, deren Ablegen er verlangt, auf eigene Kosten bis zum Schlusse der Vorstellung aufzubewahren. Es belästigt gerade den reichsten und verwöhntesten Theaterbesucher am meisten, wenn er beim Betreten oder beim Verlassen des Hauses für den Zettel und für die Garderobe besonders in die Tasche greifen muß. Auch mit dem Theaterzettel, den der Unternehmer seinem Besucher eigentlich gratis überreichen müßte, werden zu viele geschäftliche Manipulationen vorgenommen. Der Inseratenhandel, der alle Welt belekt, hat sich auch schon auf ihn erstreckt; so ist der Zettel, mit welchem der arme Dorfomödiant die geehrten Herrschaften zur Vorstellung einlädt, in der Großstadt zu einer doppelten Einnahmequelle geworden. Das alles ist nicht nur nicht vornehm, sondern auch nicht einmal vernünftig. Ist kein Thering da?